

Räume und Grenzen

Topologische Konzepte in den antiken Kulturen des östlichen Mittelmeerraums

Herausgegeben von
Rainer Albertz, Anke Blöbaum und Peter Funke



Herbert Utz Verlag · München

Quellen und Forschungen zur Antiken Welt

herausgegeben von

Prof. Dr. Peter Funke, Universität Münster
Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke, Universität Freiburg
Prof. Dr. Gustav Adolf Lehmann, Universität Göttingen
Prof. Dr. Carola Reinsberg, Universität des Saarlandes

Umschlagabbildung:

Tabula Peutingeriana, Seg. IX, 1–4



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH · 2007

ISBN 978-3-8316-0699-3

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 · www.utz.de

Inhalt

Inhalt	v
Vorwort.....	vii

Konstruktion und Wahrnehmung von Räumen und Grenzen

Jochem Kahl Ober- und Unterägypten – eine dualistische Konstruktion und ihre Anfänge	3
Günter Burkard „Die Nekropole“: Grenzen und Grenzkonstellationen im Bereich der königlichen Nekropole des ägyptischen Neuen Reiches	29
Klaus Freitag Überlegungen zur Konstruktion von Grenzen im antiken Griechenland	49
Silvia Panichi Zwischen Kappadokien und Kilikien (6.–4. Jh. v. Chr.)	71
Francesco Prontera Die Darstellung Kleinasiens in der Tabula Peutingeriana. Überlegungen zur aktuellen Diskussion über die antike Kartographie	83
Eva Cancik-Kirschbaum Die Mauern von Babylon. Techniken der Visualisierung von Raum und Begrenzung	103
Rainer Albertz Heiligkeit Gottes im Raum. Rituelle Grenzziehung und territoriale Gewaltenteilung im Reformkonzept des Ezechielbuches	123
Hubert Cancik Ohne Grenzen. Zur Gestalt des <i>imperium Romanum</i> in Vergils Aeneis	145
Wolfgang Hübner Der Schildrand als Grenze	161

Wirksamkeit und Überwindung von Räumen und Grenzen

Peter Funke

Alte Grenzen – neue Grenzen.

Formen polisübergreifender Machtbildung

in klassischer und hellenistischer Zeit 187

Ute Pietruschka

Zentrum und Peripherie.

Überlegungen zum Konzept „Grenze“ in alexandrinischer Zeit 205

Engelbert Winter

Staatliche Handelspolitik und ‘Wirtschaftsgrenzen’ –

Rom und Persien in der Spätantike..... 225

Alfons Fürst

Bis ans Ende der Erde.

Der geographische Horizont des antiken Christentums 267

Vorwort

Vorstellungen von Raum und Zeit sind fraglos die entscheidenden Raster, die es den Menschen erst ermöglichen, das eigene Erleben im eigentlichen Sinne zu verorten. Sie bilden daher zugleich auch die maßgeblichen Dimensionen, innerhalb derer sich historische Forschung und Erkenntnis notwendigerweise vollziehen. Das Wissen um die Beschaffenheit von Räumen und ihre Konstituenten ist somit eine unabdingbare Voraussetzung für das Verständnis historischer Entwicklungen. Aber nicht erst seit der Einstein'schen Relativitätstheorie weiß man darum, dass Raum (und damit auch Zeit) keine unveränderbar gegebenen Größen darstellen, sondern stets variabel und relational sind, da sie in vielfacher Weise untrennbar mit der je eigenen Wahrnehmung verbunden bleiben. Räume sind also vorderhand unbestimmt und erfahren ihre Konkretisierung erst durch eine je spezifische Ausfüllung, und zwar ganz unabhängig davon, um welche Art von Räumen – abstrakte oder physikalische – es sich dabei handelt. Wolfgang Metzgers knappes Diktum hat immer noch Gültigkeit: „Außer der Möglichkeit, ausgefüllt zu werden, hat der Raum keine weitere Eigenschaft; er ist, abgesehen von der Festlegung der Einzelorte und ihrer Ausfüllung, ein leeres und totes Nichts“ (W. Metzger, *Psychologie – Die Entwicklung ihrer Grundannahmen seit Einführung des Experiments*, Wien 2001⁶ [1941]).

Räume sind aber ganz offensichtlich ein essentieller Bestandteil der *conditio humana* und dienen als eine wesentliche Grundlage für die Identitätsbestimmung ebenso wie als Orientierungshilfe im weitesten Sinne. Ihre Ausfüllung, die sowohl durch ein Individuum wie auch durch ein Kollektiv erfolgen kann, entspricht offenkundig einem Bedürfnis, bestimmte Ideen und Vorstellungen nicht nur begrifflich zu fassen, sondern auch zu ‚verräumlichen‘, um ihnen in einem größeren Ganzen einen festen Platz zuzuweisen und zugleich eine konkretere Gestalt zu verleihen. Auf diese Weise kann sich eine Vielfalt von Räumen ganz unterschiedlichen Gepräges ausbilden, die durchaus miteinander in Beziehung stehen können, aber keineswegs müssen. Sie sind jedenfalls immer ein je eigenes Konstrukt, das durch die ihm zugewiesenen Koordinaten seine spezifische, klar umgrenzte Räumlichkeit erhält. Raumerschließung und Raumabgrenzung lassen sich dabei als zwei dialektisch unmittelbar aufeinander bezogene Vorgänge begreifen, deren Funktions- und Wirkungsmechanismen Aufschlüsse über die dem jeweiligen Raumkonstrukt zugrunde liegenden Konzeptionen und Denkungsweisen zu geben vermögen.

Diese hier nur knapp skizzierten Überlegungen bildeten den Ausgangspunkt einer Tagung, die vom 4. – 6. November 2004 durch das „Centrum für die Geschichte und Kultur des östlichen Mittelmeers“ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster veranstaltet wurde und dessen Erträge in diesem Sammelband vorgelegt werden. Im Mittelpunkt standen Raumvorstellungen der antiken Kulturen des östlichen Mittelmeerraumes, deren konzeptionelle Aussagekraft und Wirkmächtigkeit vor dem Hintergrund der vorangegangenen Darlegungen analysiert wurden. Da angesichts der Komplexität der Fragestellung und der Vielfalt der Erscheinungsformen nicht zu erwarten stand, dass die Thematik mit allen ihren Teilaspekten umfassend erschlossen werden könnte, wurde ein exemplarischer Zugang gesucht. Die Themenfelder wurden daher so zugeschnitten, dass hinsichtlich sowohl des geographischen Raumes wie auch der diachronen Spannweite ein möglichst breites typologisches Spektrum antiker Phänomene in den Blick genommen werden konnte – und zwar aus zwei grundsätzlich unterschiedlichen Perspektiven heraus: Da die Festlegung von Grenzen der Konstruktion von Räumen als zentraler Faktor inhärent ist, wurde dem Aspekt der „Konstruktion und Wahrnehmung von Räumen und Grenzen“ der Aspekt der „Wirksamkeit und Überwindung von Räumen und Grenzen“ gegenübergestellt, um so quasi eine Gegenprobe zu machen.

Münster, im Februar 2007

Rainer Albertz, Anke Blöbaum und Peter Funke

Konstruktion und Wahrnehmung von Räumen und Grenzen

Ober- und Unterägypten – eine dualistische Konstruktion und ihre Anfänge

Jochem Kahl, Münster

0. Einleitung

Der Begriff Dualismus bezeichnet nach ägyptologischer Definition eine Besonderheit des altägyptischen Weltverständnisses, so beschreibt ihn Eberhard Otto wie folgt:

„Jedes existierende Ganze besteht aus einander ergänzenden Gegensatzpaaren; darauf beruht das Wesen der Existenz; demgegenüber wird die Präexistenz durch das noch ungeteilte Eine gekennzeichnet.“¹

Wesentlich scheint der Dualismus im Bereich der Religion und des Königtums gewirkt zu haben. Insbesondere in der Vorstellung von den Beiden Ländern, das heißt von Ober- und Unterägypten, die erst zusammen das ganze Ägypten ausmachen, kommt dieses dualistische Denken zum Ausdruck: Oberägypten (*šmꜥ.w*) ist das „Dünne“, Unterägypten (*mḥ.w*) ist das „Breite“.² Die Etymologie der beiden Wörter ermöglicht bereits eine Vorstellung vom unterschiedlichen Aussehen der beiden Landeshälften. Der südliche Landesteil Ägyptens, Oberägypten, ist gekennzeichnet durch das 1–23 km schmale fruchtbare Niltal, das im Westen und Osten vom Wüstengebirge flankiert wird. Der nördliche Landesteil, Unterägypten, wird vom früher siebenarmigen, heute noch zweiarmigen Nildelta gebildet und ist 250 km breit.

¹ Otto (1975), Sp. 1148, s. v. Dualismus.

² Vgl. Müller-Wollermann (1987), 39–41; Förster (1996/97), 58–59.

1. Spätere Überlieferung zu Ober- und Unterägypten

In der altägyptischen Überlieferung zur Gründung des ägyptischen Staates gibt es spätere Überlieferungen, wie Annalen oder Königslisten.³ Königslisten vermitteln eine Vorstellung von der Einstellung der jeweiligen Epochen zu ihrer Vergangenheit bzw. Geschichte. Sowohl auf dem Turiner Königspapyrus⁴ aus der 19. Dynastie als auch in den Totentempeln⁵ Sethos I. und Ramses II. beginnt die Zeit der irdischen Herrscher mit Menes, dem ersten König der 1. Dynastie. Ihm voran ging nach ägyptischer Vorstellung die Herrschaft von Göttern und Verklärten.⁶

Im Totentempel Ramses II., dem auf dem thebanischen Westufer gelegenen Ramesseum, ist Menes auf der Westwand des 2. Pylons sogar bildlich dargestellt (Abb. 1). Aufgrund der ihm zugeschriebenen Funktion des Reichseinigers wird hier eine Statue des Menes u. a. gemeinsam mit Statuen Mentuhoteps II. und Ahmoses, der Einiger des Mittleren bzw. Neuen Reiches, in einer Prozession getragen. Und auch nach den *Aigyptiaka*, einem Geschichtswerk des Priesters und Historiographen Manetho, der um 300 v. Chr. lebte, begann die 1. ägyptische Dynastie mit Menes.⁷

Menes ist Anfangspunkt der geschichtlichen Periode überhaupt, und er ist das Produkt der vor ihm geschilderten Götter- und Heroendynastien, die in seine Regierung münden.⁸

Aber nicht nur der Name des Reichseinigers ist aus späterer Zeit überliefert. Auch die Bestandteile, die geeint wurden, sind erwähnt: Auf dem Palermostein, einem Annalenstein, der nicht vor die Mitte der 5. Dynastie datiert werden kann, ist für das erste Regierungsjahr der Könige historischer Zeit das Ritual *smꜣ šmꜣ.w mḥ.w* „Vereinigen von Ober- und Unterägypten“ erwähnt.⁹ Diese rituelle Vereinigung der Beiden Länder Ober- und Unter-

³ Vgl. allgemein Redford (1986).

⁴ Gardiner (1959), Taf. 1; zum Turiner Königspapyrus s. zuletzt Ryholt (2004), 135–155.

⁵ Redford (1968), 18–21; Dils (1993), 128–133.

⁶ Turiner Königspapyrus, col. I–II.

⁷ Wadell (1940), 27–34.

⁸ Wildung (1969), 8–9.

⁹ Vgl. Förster (1996/97), 40–53.

ägypten wurde anlässlich der Thronbesteigung der Könige vollzogen. Der erste erhaltene Eintrag, der auf dieses Ritual bezug nimmt (Abb. 2), betrifft die Regierungszeit des Djer, des dritten Königs der 1. Dynastie (Palermostein, rto. II.3).¹⁰



Abb. 1: Königsliste im Ramesseum (Lepsius (1849-1859), III, Blatt 163).



Abb. 2: Palermostein, rto. II.3 (Schäfer (1902), 15).

Dieses Ritual ist auch in späterer Zeit bildlich dargestellt worden,¹¹ beispielsweise auf Statuen aus dem Totentempel Sesostri I. aus der 12. Dynastie (um 1950 v. Chr.); in diesem Fall aber vollzogen die Götter Horus und Seth (Abb. 3), die auch sonst als Herren der Beiden Länder bezeichnet sind, bzw. Nilgötter das Ritual, indem sie die Wappenpflanzen Ober- und Unterägyptens um das Schriftzeichen für „vereinigen“ schlingen.

¹⁰ Schäfer (1902), 15, Taf. 1; Wilkinson (2000), 92.

¹¹ Vgl. Schäfer (1943), 74–95.

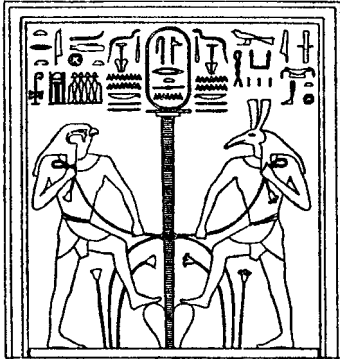


Abb. 3: Horus und Seth vereinigen die Beiden Länder (Dekoration einer Statuenbasis Sesostri I. aus al-Lisht; Kuhlmann (1977), 55, Abb. 34)

Weitere Attribute des ägyptischen Königs werden als Symbole für die vereinigten Landesteile Ober- und Unterägypten gedeutet: z. B. die Doppelkrone. Sie ist zusammengesetzt aus der Weißen Krone, die für Oberägypten steht, und der Roten Krone, die mit Unterägypten assoziiert wird.¹² Und auch der Königstitel *nsw-bit* wird als Reflex dieser dualistischen Landesteilung gesehen.¹³ So heißt es beispielsweise im „Denkmal memphitischer Theologie“, einem Text aus der Zeit Königs Schabaqo (25. Dynastie):¹⁴

„[Geb] ... er setzte Seth ein als *nsw*-König in Oberägypten ...
Und so setzte Geb Horus ein als *bit*-König in Unterägypten...“
(Denkmal memphitischer Theologie, 8)

Zusammenfassend zeigt sich, dass in historischer Zeit die Idee der Einigung Ägyptens aus den beiden gegensätzlichen Landeshälften Ober- und Unterägypten vorherrschte.

Aber wie kam es nun zu dieser Gründungsvorstellung? Zuletzt behandelte Frank Förster vor neun Jahren in seiner an der Universität zu Köln verfass-

¹² Vgl. Davies – Friedman (1999), 33; Wilkinson (1999), 196. Einen wohlthuend neuen Ansatz zur Bedeutung der Weißen Krone liefert Roeder (2003), 99–106.

¹³ Z. B. von Beckerath (1999), 15–16; differenzierter: Wilkinson (1999), 205–206.

¹⁴ Vgl. Sethe (1928), 1–80; Schlögl (1980); Assmann (1996), 382–396. Neue Ergebnisse zur Geschichte dieses Textes sind von der Doktorarbeit von Herrn Amro El-Hawary (Universität Bonn) zu erwarten.

„Die Nekropole“: Grenzen und Grenzkontrollen im Bereich der königlichen Nekropole des ägyptischen Neuen Reiches

Günter Burkard, München

In der Zeit des ägyptischen Neuen Reiches wurden seit der frühen 18. Dynastie die Könige in monumentalen Felsgräbern auf dem Westufer des Nil bestattet, gegenüber der Hauptstadt Theben in einem abgelegenen Wüstental.¹ Dieses „Tal der Könige“ war Teil eines sehr ausgedehnten Nekropolenbereichs, der außerdem das „Tal der Königinnen“, die Nekropole oder besser: die Nekropolen, der nichtköniglichen Elite, die königlichen Kulttempel und nicht zuletzt den Ort Deir el Medine umfaßte.

Man glaubte anfänglich, daß die Gräber aus Angst vor Beraubung möglichst unauffindbar versteckt werden sollten. Dies sei auch der Grund für die Trennung von Kultanlage und Bestattung gewesen.² Dabei konnte man sich lange Zeit nur auf die scheinbare archäologische Evidenz – eben die Trennung von Tempel und Grab – stützen. Textliche Aussagen gaben weder Gräber noch Tempel her.

Die Situation änderte sich langsam, seit zu Beginn des 20. Jh. Deir el Medine entdeckt und in jahrzehntelanger Arbeit ausgegraben wurde.³ In diesem Ort lebten im Neuen Reich die Arbeiter, die mit der Anlage der Gräber insbesondere im Tal der Könige, aber auch dem der Königinnen, betraut waren. Zu den Besonderheiten, mit denen Deir el Medine aufwartete, gehört

¹ Die Frage, welcher Pharaon als erster sein Grab im Tal der Könige anlegen ließ, wird seit langem kontrovers diskutiert, ist im vorliegenden Zusammenhang allerdings nicht von Bedeutung. Es sei daher nur auf eine kurz vor Abschluß stehende Untersuchung von Daniel Polz verwiesen, in der auch diese Frage aufgrund neuer Befunde detailliert diskutiert wird (mündliche Mitteilung).

² S. etwa die Bemerkungen zu dieser Frage bei Otto (1958), 145.

³ S. dazu insbesondere die ausführlichen Grabungsberichte von Bruyère (1924ff.).

eine beinahe unüberschaubare Fülle von textlichen Zeugnissen, meist Ostraka, aber auch Papyri, die vor allem im und beim Ort sowie im Tal der Könige gefunden wurden. Ihre Zahl kann nach wie vor nur geschätzt werden, aber mit einigen Tausend literarischen und 10.000 oder mehr nichtliterarischen Texten wird man nicht falsch liegen.⁴

Mit Hilfe dieser Texte, aber auch einer Reihe von Indizien archäologischer Natur ist uns jetzt ein deutlicherer Einblick in die Situation in der thebanischen Nekropole zur Zeit des Neuen Reiches möglich. Diese Indizien lassen sich auch im Hinblick auf die hier gestellte Frage nach der Wahrnehmung von Räumen und Grenzen auswerten. Ich möchte vorausschicken, daß meine folgenden Überlegungen eine durchaus subjektive Momentaufnahme darstellen. Neue Texte oder archäologische Befunde können unser Bild jederzeit verändern bzw. ergänzen.

Daß eine königliche Grabanlage mit ihren wertvollen Beigaben geschützt werden mußte, ist selbstverständlich vorauszusetzen. Die Frage ist, wie dies geschah. Es darf wohl als gesichert gelten, daß der der königlichen Familie vorbehaltene Bereich der thebanischen Nekropole nicht allgemein zugänglich war, daß also Grenzen existierten, wie streng auch immer diese beachtet wurden.⁵ Eine in den Texten öfter genannte Polizeitruppe, die *md3j.w*, ist offenbar unter anderem mit der Aufgabe betraut gewesen, diese Grenzen bzw. das Nekropolengebiet zu überwachen.⁶ Nicht in diesen Bereich einbezogen waren die königlichen Tempelanlagen. Diese lagen am Fruchtländrand und waren ebenso zugänglich wie die Privatgräber der Elite.

⁴ Die nichtliterarischen Ostraka aus Deir el Medine sind seit einiger Zeit durch verschiedene Projekte auch im Internet zugänglich, vgl. etwa die Deir el-Medina Database in Leiden, die unter der Adresse <http://www.leidenuniv.nl/nino/dmd/dmd.html> erreichbar ist, oder das Projekt „Deir el Medine online“ am Institut für Ägyptologie der Ludwig Maximilians-Universität München (<http://www.lmu.de/dem-online>).

⁵ Zur Frage der Zugänglichkeit des Nekropolenbereichs bzw. zu der nach der Bewegungsfreiheit der Arbeiter von Deir el Medine existiert eine Reihe teilweise kontroverser Untersuchungen, s. etwa Ventura (1986), McDowell (1994) und zuletzt Burkard (2003a). Unbestritten ist dabei allerdings, daß Grenzen bzw. zumindest Begrenzungen existierten.

⁶ Ein besonders klarer Beleg für diese Aufgabenstellung für die *md3j.w* ist das Ostrakon Toronto A 11, ein Brief oder Musterbrief aus der Zeit Ramses' II., in dem der Adressat u. a. schreibt: „ich war Polizist im Westen von Theben und ich bewachte die Mauern seines großen Platzes“. Zu diesem Ostrakon s. etwa KRI III, 40–44.

In einem 2003 erschienenen Beitrag hatte ich mich mit der Frage befaßt, ob und ggf. wie die Bewegungsfreiheit der Bewohner von Deir el Medine, d. h. der Arbeiter und ihrer Familien, eingeschränkt war.⁷ Der Befund, den ich aus den Texten gewonnen hatte, ließ mich von einem Zaun sprechen, bzw., wegen der ansonsten privilegierten Situation der Arbeiter, von einem goldenen Zaun. Im vorliegenden Zusammenhang möchte ich weniger auf diese Beschränkungen als vielmehr auf die Frage eingehen, wo konkret Grenzen lagen und wie sie empfunden wurden. Ich möchte dabei das ganze System gewissermaßen von innen nach außen entwickeln, beginne also in Deir el Medine selbst.

Zu den augenfälligen Besonderheiten dieser Siedlung gehört ihre topographische Lage: Sie wurde nicht im Fruchtländchen oder wenigstens am Fruchtländchenrand angelegt, also nicht in der Nähe der übrigen Ortschaften. Vielmehr lag sie abgeschieden von diesen ein Stück weit in der Wüste, noch dazu hinter einem Bergrücken, der – mag das Absicht gewesen sein oder, weniger wahrscheinlich, ein Zufall – eine Sichtverbindung vom und zum Fruchtländchen verhinderte (s. Abb. 1).

Deir el Medine war, wie die erhaltenen Reste noch gut erkennen lassen, von einer ursprünglich wohl einige Meter hohen Mauer umgeben, die allerdings nur wenige Steinlagen breit war. Eine derartige Konstruktion konnte eindeutig nicht dem Zweck dienen, den Ort gegen Angriffe von außen zu schützen. Für eine Befestigungsanlage war sie viel zu schwach und zudem auch nicht in der Lage, Wehrgänge oder sonstige Verteidigungsanlagen aufzunehmen. Viel plausibler ist daher die Annahme, daß es sich dabei um eine reine Begrenzung des Ortes handelte.⁸ Bezeichnenderweise zogen sich denn auch die Einwohner in der späteren 20. Dynastie, als die Zeiten durch häufige Überfälle von aus der Westwüste einfallenden Beduinensstämmen sehr unsicher geworden waren, hinter die massiven Mauern des nahegelegenen Tempels von Medinet Habu zurück und gaben die Siedlung

⁷ Burkard (2003a).

⁸ S. dazu Uphill (2000), 327: „the wall can never have been anything but a boundary“. – Vgl. auch Peden (2001), p. 138, n. 23 unter Verweis auf ältere Überlegungen von Eyre und Ventura. Peden denkt ebenfalls an eine Begrenzung und hält allenfalls eine gewisse Schutzfunktion bei Nacht bzw. für die Frauen der Arbeiter während deren Abwesenheit für möglich.

auf. Wozu also die Mauer um Deir el Medine? Die Antwort kann m. E. nur lauten, daß sie eine Begrenzung darstellte. Ich möchte sie als Grenze Nr. 1 bezeichnen (vgl. Abb. 3).

Diese galt allerdings von außen nach innen. Während die Bewohner selbstverständlich ein- und ausgehen konnten, war das Betreten des Ortes offenkundig nicht jedem gestattet. Werfen wir zum besseren Verständnis zunächst einen kurzen Blick auf die Organisation der Arbeiterschaft.⁹

Die „Mannschaft“, *t3 js.t*, war in zwei Gruppen gegliedert, die „rechte“ und die „linke Seite“ (*t3 rj.t wnm* und *t3 rj.t smḥ*). Diese Terminologie stammt aus der Schifffahrt, wo die zwei Rudermannschaften für die beiden Seiten des Schiffes so bezeichnet wurden. Unmittelbare Vorgesetzte waren je ein „Vorarbeiter“ (*ʿ3 n js.t*, wörtlich „Großer der Mannschaft“) und ein „Stellvertreter“ (*jdḥw*). Für die Verwaltung, d. h. vor allem für die schriftlichen Angelegenheiten, waren ein oder zwei Schreiber zuständig. Die einzelnen Arbeiter hießen „Mann der Mannschaft“ (*rmḥ js.t*) bzw. „Jungarbeiter“ (*nmḥ*).¹⁰ Die Mannschaft samt ihrer Angehörigen wurde durch die dem Wesir direkt unterstellte Nekropolenverwaltung mit allem Lebensnotwendigen versorgt, zumindest dem Anspruch nach; aus den Texten wissen wir allerdings, daß es immer wieder zu Verzögerungen und Engpässen kam.¹¹ Für diese Versorgung war eine eigene Dienstmannschaft zuständig, die „Mannschaft von außen“ (*smd.t-n-bnr*). Ihr gehörten unter anderem Wasserträger, Holzschneider, Töpfer, Gärtner, Bäcker oder Fischer an, die die entsprechenden – und alle sonstigen – Güter herbeischafften.

⁹ Eine kurze und übersichtliche Zusammenfassung zur Organisation der Arbeiterschaft findet sich z. B. bei Junge (1999), 317–320.

¹⁰ Diese Bezeichnungen wurden nur in den Verwaltungstexten im weitesten Sinn verwendet. Im Jenseitskontext, also vor allem in den Gräbern, galten andere Bezeichnungen, deren wichtigster der Begriff „Diener an der Stätte der Wahrheit“ (*sdm-ʿš m s.t M3̄.t*) war.

¹¹ Besonders bekannt sind die „Streiks“ im 29. Regierungsjahr Ramses' III., als die Arbeiter mehrfach die Arbeit niederlegten. Bei ihren Protestmärschen überschritten sie gelegentlich sogar die Grenze der Nekropole, um vor einem der Königstempel zu demonstrieren. Zu diesen Vorfällen ist eine Reihe von Quellen erhalten.



Abb. 1: Blick auf die Siedlung Deir el Medine in Richtung Nilfl. Der quergelagerte Bergrücken verhindert eine direkte Sichtverbindung (Foto Burkard).

Diese Angehörigen der Dienstmansschaft konnten sich natürlich außerhalb des Nekropolenbereichs frei bewegen, sie hätten ja ihre Aufgaben sonst nicht erfüllen können. Es gibt nun aber Anzeichen dafür, daß sie innerhalb dieses Gebietes Einschränkungen unterlagen. Am Ortseingang von Deir el Medine oder in dessen Nähe waren Torwächter postiert.¹² Zu deren Aufgabenbereich gehörte die Annahme von Lieferungen, gelegentlich auch deren Antransport, die Ausführung von Botengängen und anderes. Hier nun, am Ortseingang bzw. an diesem Posten, scheint für die Leute von außen, einschließlich der Torwächter, Endstation gewesen zu sein, den Ort selbst durften sie offenbar nicht betreten, wie gewisse Indizien nahelegen.

Eines dieser Indizien ist das Ostrakon DeM 339.¹³ Dessen Rückseite enthält den Bericht über den offensichtlich unerlaubten Aufenthalt eines Torwächters innerhalb von Deir el Medine:

Meldung über (*sh3 r*) den Torwächter Chaemwese (*Hj-m-w3s.t*) wegen des Überschreitens der Kontrollstelle des Ortes (*htm n dmj*), und er war in das Innere (des Ortes) eingetreten, zum Eingang(?) des Hauses des Schreibers Wennefer (*Wn-nfr*) (Z. 1–2).

Das Betreten des Ortes durch den Torwächter wäre dann keiner besonderen Erwähnung wert gewesen, wenn es sich um einen alltäglichen Vorgang gehandelt hätte. Die Tatsache, daß das Vorkommnis schriftlich festgehalten wurde, zeigt aber, daß der Mann sich offensichtlich eines Vergehens, einer Grenzüberschreitung schuldig gemacht hatte. Der gleichen Ansicht ist auch Andrea McDowell, die ansonsten einer weitestgehenden Bewegungsfreiheit der Arbeiterschaft das Wort redet:

Wether or not the workmen themselves were free to come and go, one might not have expected outsiders to have had access to the village.¹⁴

¹² S. dazu zuletzt Goecke-Bauer (2003), bes. 137f.

¹³ Nach KRI V, 618–619 Zeit Ramses' III. – Nach Černý (1939), p. 26, pl. 33 aus der 20. Dynastie.

¹⁴ S. McDowell (1994), p. 55 mit n. 80. Ebenso Ventura (1986), 116. – Zögerlich äußert sich zuletzt Goecke-Bauer (2003), 144, insbesondere wegen der ihrer Ansicht nach nicht ganz sicheren Lokalisierung des *htm n dmj*. Da aber anschließend vom Inneren des Ortes die Rede ist, kann dieses nur zumindest in der Nähe des Ortseinganges gelegen haben.

Überlegungen zur Konstruktion von Grenzen im antiken Griechenland

Klaus Freitag, Münster

Der in augusteischer Zeit lebende Geograph Strabon (10,2,19) bemerkt zur Grenzsituation, die die antiken nordwestgriechischen Landschaften Akarnanien und Aitolien voneinander trennt, daß der große Fluß Acheloos die geomorphologische Situation vielfach verändert hat. Nicht nur habe der Acheloos einige der vor der Küste liegenden Inseln mit dem Land verbunden und er werde dies in Zukunft noch mit einigen anderen tun.¹ Strabon weiter: „Derselbe (der Acheloos) machte auch vor alters her die sogenannte Landschaft Paracheloitis, welche der Fluß oft überschwemmt, zu einem Zankapfel, indem er die für die Akarnanen und Ätoler festgesetzten Grenzen immer verschüttete. Denn da sie keine Schiedsrichter hatten, entschieden sie den Streit durch die Waffen; die mächtigeren aber siegten.“

Dieser Hintergrund sei auch – so Strabon weiter – entscheidend gewesen für die Ausarbeitung des Mythos, der den Kampf des Herakles gegen den stiergestaltigen Acheloos zum Inhalt hat. Wenn einige behaupten, Herakles habe nach seinem Sieg ein Horn des Stiers abgebrochen und der Amaltheia, der Tochter des Königs Oineus aus dem benachbarten Kalydon, als Hochzeitsgeschenk übergeben, dann treffe dies nicht zu. In Wahrheit hätte Herakles das Land reguliert und das Flußbett in eine feste Bahn gebracht. Auf diese Weise sei das nun äußerst fruchtbare Schwemmland trockengelegt und dem König Oineus anschließend zur Nutzung übergeben worden.

¹ Strab. 1,3,18. Vgl. Hdt. 2,10,3. Thuk. 2,102. Vgl. dazu auch die geomorphologischen Untersuchungen im Mündungsgebiet des Acheloos: Fouache (1999), Vött u. a. (2003) 115–136. Vött u. a. (2004), 43–53. – Herrn Prof. Dr. Peter Funke danke ich für die kritische Durchsicht des Manuskriptes und wichtige Hinweise.



Karte 1: Nordwestgriechenland mit Akarnanien und Aitolien.²

Strabons Bemerkungen lassen sich, und gerade dies macht sie so interessant, durch einen epigraphischen Befund ergänzen, einen Grenz-, Isopolitie- und Bündnisvertrag zwischen Aitolern und Akarnanen³, der in einem wichtigen Punkt bezüglich der Grenzen im Mündungsgebiet des Acheloos jedoch vom Bericht des Strabon abweicht. Die im Apollon-Heiligtum von Thermos gefundene Inschrift, die wohl in das Jahr 263/2 v. Chr. zu datieren ist, legt

² Für die Erstellung der Karten danke ich Michael Tieke.

³ IG IX 1, 1², 3A.

fest, daß der Acheloos bis zum Meer die Grenze zwischen beiden Bundesstaaten darstellen sollte. Das Gebiet im Osten des Acheloos solle den Aitolern gehören, das im Westen den Akarnanen.

Während damit offensichtlich die gemeinsame Grenze der Bundesstaaten festgelegt war, gab es in einem Falle weitere Diskussionen über den genauen Grenzverlauf, der nun das Territorium zwischen benachbarten Poleis, Stratos und Agrinion, betraf. Auf der rechten, der akarnanischen Seite des Acheloos lagen Territorien, Pras und Demphis genannt, auf welche die aitolische Polis Agrinion Anspruch erhoben hatte. Demphis wurde Agrinion zugeschrieben, während über die Zugehörigkeit von Pras erst nach weiteren Verhandlungen entschieden werden sollte. In einem ersten Verhandlungsschritt wurde die gütliche Einigung der beiden Streitparteien angestrebt. Wenn diese nicht zustande kommen sollte, dann sei es Aufgabe der Akarnanen und der Aitoler, das Gebiet von Pras abzugrenzen. Dazu sollten sie, eine jede Seite für sich, zehn Mann auswählen mit Ausnahme der Bewohner von Stratos und Agrinion.

Diese Bestimmungen sind in mehrerer Hinsicht interessant. Offensichtlich hatte Agrinion vor dem Vertragsabschluß jenseits des Acheloos gelegene Landstriche in Besitz genommen und Ansprüche auf diese dann auch mit Recht geltend gemacht. Über die Größe der umstrittenen Territorien und ihre Lage ist man ansonsten nicht informiert. Dem Vertrag kann man immerhin entnehmen, daß die Landstriche jeweils eigene Namen trugen und je für sich abgrenzbar waren. Demphis wurde ohne weiteres Verfahren der Polis Agrinion zugewiesen. Im Falle von Pras hingegen, das an das Gebiet der akarnanischen Stadt Stratos grenzte, war der Tatbestand so komplex, daß ein aufwendiges Verfahren in die Wege geleitet wurde. Die Bundesorgane der Akarnanen und Aitoler beabsichtigten, eine freie Entscheidung unter den Streitenden herbeizuführen. Die Bundesbehörden bauten jedoch auch für den Fall vor, daß es zu keiner Einigung kommen würde. Für diesen Fall war die Einsetzung einer Kommission vorgesehen, die die Grenzen von Pras festlegen sollte.

Die Grenzproblematik im Mündungsgebiet des Acheloos macht grundlegende Aspekte deutlich, die das Thema des vorliegenden Aufsatzes betreffen, der sich mit der Konstruktion von „politischen“ oder „staatlichen“ Außen-Grenzen der Poleis im antiken Hellas beschäftigt. Der Bericht Strabons und die Inschrift machen deutlich, wie schwierig es war, im antiken Griechenland zwischenstaatliche Grenzen festzusetzen, mit welchem großen Aufwand Grenzziehungen vorgenommen wurden und welchen enormen

dynamischen Prozessen Grenzen zwischen Polis bzw. bundesstaatlichen Organisationsformen ausgesetzt waren. Damit sind wesentliche Merkmale von Grenzziehungsproblemen angesprochen, die typisch für das antike Griechenland sind.

Der vorgestellte Fall macht darüber hinaus deutlich, wie dauerhaft sich vielerorts Probleme rund um Grenzfragen gestalteten. In den Grenzstreitigkeiten zwischen Akarnanen und Aitolern wurden mehrfach Entscheidungen getroffen, wobei auffällt, daß die natürliche Grenze⁴, der Fluß Acheloos selbst, nicht immer herangezogen wurde, um die beiden Landschaften staatsrechtlich voneinander abzugrenzen. Von den beteiligten Streitparteien seien mehrmals Horoi gesetzt worden, die für jeden nachvollziehbar, den Verlauf der Grenze anzeigen sollten. Diese Vorgehensweise verweist auf die große wirtschaftliche Bedeutung der Grenzlandschaft und dieser Umstand hatte dazu beigetragen, daß das zur Diskussion stehende Gebiet seit alters heftig umstritten war. Im Jahre 263/2 v. Chr. hatten sich die beiden Parteien dann doch – wohl zum ersten Mal in ihrer Geschichte – auf den Acheloos als Grenze geeinigt. Diese Situation hatte aber nur wenige Jahre Bestand, da die Expansionspolitik der benachbarten Aitoler und Epiroten bald zu einer Teilung des Akarnanischen Bundes und zu einem Verschwinden dieser staatlichen Organisationsform von der politischen Landkarte Griechenlands führte.

An diese Überlegungen zur Grenzsituation im Mündungsgebiet des Acheloos anschließend soll nun untersucht werden, wie im antiken Griechenland generell Grenzziehungen vorgenommen wurden und welche Bedeutung Grenzen in der griechischen Poliswelt beizumessen ist.⁵ Selbstverständlich waren Grenzverläufe im antiken Griechenland dynamischen Prozessen ausgesetzt.⁶ Dies bedeutet aber nicht, daß nur unzureichend der Versuch unternommen wurde, Grenzen zu fixieren. Zu fragen ist vielmehr nach den politischen und völkerrechtlichen Hintergründen, die die Dynamik hervor-

⁴ An anderen Stellen betont er sehr wohl, daß der Acheloos die Grenze zwischen Akarnanien und Aitolien darstelle (10,1,16), der freilich etwas später in seiner Beschreibung Nordwestgriechenlands behauptet, das Territorium zwischen Acheloos und Euenos gehöre zu Akarnanien (8,2,3, vgl. auch Strab. 8,3,11), dazu grundlegend Funke (1991), 174–193.

⁵ Vgl. die kurzen Bemerkungen von Ziegler (1983), 1098.

⁶ Eindrücklich dazu: Strab. 9,5,8: „so kommt es, daß die Grenzen und die Zugehörigkeiten von Völkern und Orten ständig wechseln.“

Zwischen Kappadokien und Kilikien (6. – 4. Jh. v. Chr.)

Silvia Panichi, Perugia

Die unterschiedlich und fragmentarisch erhaltene Dokumentation macht es schwer, die Ausdehnung der Satrapien des persischen Reiches abzuschätzen. Diese darf man sich übrigens nicht als unveränderliche Gegebenheiten vorstellen, da sie im Laufe der Zeit aus den verschiedensten Gründen territoriale Veränderungen erfahren konnten. Es ist hinreichend bekannt, dass man bei dem Versuch diese Veränderungen auf einer Karte festzuhalten, Gefahr läuft, unseren modernen Begriff der Staatsgrenze in die Antike hineinzuprojizieren.¹

„The frontier between Cilicia and Cappadocia“, über die Ernst Herzfeld interessante Betrachtungen anstellte, ist seit langem ein umstrittenes Thema. Noch komplizierter wird es durch den Umstand, dass die Satrapie Kilikien im 6.–4. Jh. v. Chr. von einer einheimischen Dynastie regiert wurde, deren Könige den Namen Syennesis trugen. Aus diesem Grund erschien die Satrapie den Griechen wie ein Königreich, so dass einige Gelehrte die These von Kilikien als Vasallenkönigreich aufgestellt haben.²

Zur Zeit Xenophons (*Anab.* I 2, 19–21) bildeten die kilikischen Tore die Grenze zwischen Kappadokien und Kilikien; als Strabon (XII 1, 1) Kappadokien sich vom Pontos bis zum Tauros erstrecken lies, zeichnete er ebenfalls die alten Grenzen der Satrapie nach. Nach Herodot (I 72) hingegen erstreckte sich Kilikien von der Küste ins Landesinnere bis jenseits des Halys, und noch Strabon (XII 2, 7) behauptete, dass Mazaca, die Hauptstadt

¹ Zu den territorialen Veränderungen der Satrapien s. jetzt die gründliche Analyse von Debord (1999), 23–29.

² Herzfeld (1968), 100. Zu Kilikien als Satrapie vgl. Asheri (1991), 36. Die meisten Forscher sprechen von einem Vasallenkönigreich: vgl. Cook (1985), 264; Desideri (1990), 118 und Briant (1996), 514.

Kappadokiens, sich in einer Strategie namens Kilikien befand.³ Wie soll man den Unterschied zwischen dem von Herodot I 72 gezeichneten und dem von Xenophon geschilderten Bild erklären?

In der bisherigen Forschung geht man landläufig davon aus, dass gegen Ende des 5. Jh. v. Chr. Artaxerxes II. die transtaurische Region von Kilikien getrennt und Kappadokien angegliedert hatte, so dass in der Folgezeit der Tauros die Grenze zwischen den beiden Satrapien bildete. Dieser Eingriff, von dem man allerdings in der antiken Tradition keine Spuren findet, hätte sich vor dem Hintergrund des Feldzuges ereignet, den Kyros der Jüngere 401 v. Chr. gegen seinen Bruder führte. Aufgrund seiner zweideutigen Haltung sei Syennesis um einen Teil seines Königreiches gebracht worden, während der Küstenstrich einem persischen Statthalter unterstellt wurde. Die Annahme einer solchen Verkleinerung Kilikiens stützt sich auf einen umstrittenen Passus bei Nepos (*Dat.* 1,1), in dem davon berichtet wird, dass Artaxerxes II. zu Beginn des 4. Jh. v. Chr. dem Kamisar als Lohn für seine Treue die *pars Ciliciae iuxta Cappadociam* zugesprochen habe. Hierbei hat es sich nach Auffassung der Forschung um eben jene transtaurische Region Kilikiens gehandelt.⁴

Im Gegensatz dazu gehe ich von der Hypothese aus, dass spätestens seit dem Ende des 6. Jh. v. Chr. der Tauros die Grenze zwischen Kappadokien und Kilikien bildete und man Herodot I 72 nicht heranziehen kann, um die Verwaltungsgrenzen zwischen den beiden Satrapien festzulegen. Diese Hypothese ist begründet durch vorhandene Widersprüche im Werk Herodots, die im Vergleich mit den Inschriften der Achämeniden noch deutlicher hervortreten scheinen.

Im lydischen *logos* gibt die Nachricht, wonach vor der Eroberung durch die Perser der Fluss Halys die Grenze zwischen dem Meder- und dem Lydierreich bildete (I 72), Anlass zu einem kurzen, aber eindrucksvollen

³ Dass Strabons Beschreibung (XII 1, 1) die alte persische Satrapie nachzeichnet, ist eine Hypothese von Lasserre (1981), 151. Zu Kilikien als hellenistische Strategie vgl. Bengtson (1944), 251–255.

⁴ Vgl. Cook (1985), 264; seine Rekonstruktion wurde dann von Asheri (1991), 38–40 wiederaufgenommen, demzufolge aber nur ein Teil des transtaurischen Kilikiens an Kappadokien angeschlossen wurde. Der Kontext der Expedition von Kyros des Jüngeren wurde gut rekonstruiert von Desideri (1990), 188–192. Die umstrittenen Interpretationen der Stelle von Nepos rühren von der verschiedenartigen Ausdehnung her, die die Forscher Kappadokien und Kilikien zuweisen. Zu einer kritischen Übersicht vgl. Bing (1998), 42–53.

ethnisch-geographischen Profil Kleinasiens: Der Halys entspringt in den Bergen Armeniens, durchquert das Land der Kilikier, lässt in seinem weiteren Verlauf die Matiäner zur Rechten, die Phryger auf der anderen Seite. Nun ändert er seinen Lauf, wird Grenzfluss zwischen den Syro-Kappadokern auf der einen Seite und den Paphlagonern zur Linken. So teilt der Fluss fast die ganze Halbinsel, vom Meer gegenüber Kypros bis zum Pontos. Hier befindet sich der „Hals“ der gesamten Region, den man in nur 5 Tagen zu Fuß durchqueren kann.⁵ Wenn Herodot die assyrischen *logoi* (I 106, 2; 184, 1) wie versprochen verfasst hätte, hätte er vielleicht seinen Lesern erklärt, dass sich im Namen der *Syrioi* östlich des Halys die Erinnerung an die Assyrer erhalten hatte, die vor den Medern dieses Land besetzt hatten.⁶ Im lydischen *logos* wird Kappadokien also rechts vom Unterlauf des Halys angesiedelt,⁷ während Kilikien sich von der Küste landeinwärts über den Fluss hinweg erstreckt. Dies ist das „große Kilikien“ Herodots, wie es einige Gelehrte genannt haben.⁸

Wir finden die *Syrioi* und die Kilikier in dem berühmten Abschnitt wieder, in dem Herodot uns über die Tributliste unter Dareios I. informiert (III 89–96). Eines der Hauptprobleme in diesem Text ist die eventuelle Unterscheidung zwischen Satrapiebezirken und Tributbezirken,⁹ da der Historiker zwar am Anfang von Satrapien spricht, dann aber eine Liste von *nomoi* aufstellt und von jedem *nomós* die in ihm erfassten Völker auflistet sowie den Tribut, den sie insgesamt zahlen müssen. Gemeinsam mit den Völkern des Nordwestteils der anatolischen Halbinsel sind die *Syrioi* im III. *nomós* enthalten, der 360 Talente entrichten muss. Die Kilikier hingegen gehören zum IV. *nomós*, der, was im gesamten Perserreich einen einzigartigen Fall darstellt, nur aus diesem einzigen Volk besteht. Ein weiteres Element, das

⁵ Die Angabe von 5 Tagen ist unwahrscheinlich; vgl. Ps.-Skymn. F 25 Marcotte (7 Tage) und Liv. XXXVIII 59, 6 (10 Tage). Zur Unterschätzung des anatolischen Isthmos vgl. Janni (1984), 154 und Marcotte (2000), 257–259.

⁶ Vgl. Liverani (1991), 792–811. Die Assyrer hatten schon seit dem Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. die anatolische Hochebene erreicht, wo sie ihre berühmten Kolonien gegründet hatten. S. dazu Liverani (1988), 358–371. Zu den *Syrioi/Suroi* in Herodots Werk s. den noch nützlichen Artikel von Nöldeke (1871), 443–468.

⁷ Vgl. Hdt. I 76.

⁸ Desideri (1990), 12; Asheri (1991), 36; Debord (1999), 331.

⁹ Briant (1996), 404. Zu Herodots Tributliste s. den wesentlichen Kommentar von Asheri (1990), 305–307.

ihn von den übrigen *nomoi* unterscheidet, betrifft den Tribut, da die Kilikier außer 500 Talenten auch 360 Pferde schicken müssen. Während aber das Silber zweifellos aus den Silberbergwerken des Tauros kam,¹⁰ ist es schwer zu sagen, woher die Pferde stammten, zumal die antike Überlieferung keine Pferdezucht in der Küstenregion aufweist. Asheri zufolge mussten sie von den Weiden nördlich des Tauros stammen.¹¹ Hinter dem IV. *nomós* würde sich also das große Kilikien verbergen, das sich von der Küste bis jenseits des Halys erstreckt. Auch dass die *Syríoi* nur einen Teil des III. *nomós* bilden, scheint mit der bescheidenen Ausdehnung eines rechtsseitig vom Unterlauf des Halys gelegenen Kappadokien übereinzustimmen.

Aus der berühmten herodotäischen Beschreibung der Königsstraße, die Sardeis mit Susa verband (V 52–53), geht dagegen ein ganz anderes Bild hervor. Sie durchquerte sichere und bewohnte Gebiete und war mit Raststätten und Unterkünften ausgestattet, die genannt und aufgezählt werden. Auch die verwendete Maßeinheit, die Parasanga (die 30 Stadien entspricht), zeigt, dass Herodots Beschreibung eine persische Wegstrecke zugrunde liegt.¹² Ich gebe nun in schematischer Form den anatolischen Abschnitt der Königsstraße wieder (V 52):

- lydisch-phrygischer Abschnitt: 94, 5 Parasangen und 20 Unterkünfte;
- Halys, wo sich von Garnisonen bewachte Tore befinden;
- kappadokischer Abschnitt: 104 Parasangen und 28 Unterkünfte;
- kilikische Grenze, mit doppelten Toren, die von doppelten Garnisonen bewacht werden;
- kilikischer Abschnitt: 15 Parasangen und 3 Unterkünfte;
- Euphrat: Grenze zwischen Kilikien und Armenien.

Unter den zahlreichen Problemen, die Herodots Schilderung aufwirft, bleibt die Frage nach dem eigentlichen Verlauf der Strecke nach wie vor ungelöst, vor allem die Abschnitte betreffend, in denen der Halys und die kilikische Grenze überquert werden. Die in der Forschung vertretenen Ansichten lassen sich in „Nordrouten-“ und „Südrouten-Hypothesen“ unterteilen. Die „Nordrouten-Hypothesen“ stimmen im Abschnitt von Sardeis nach Pteria überein, aber nach Pteria gabeln sie sich in drei Richtungen (siehe Abb. 1):

¹⁰ Teja (1980), 1099; Aksoy (1991), 11.

¹¹ Asheri (1991), 53.

¹² S. Nenci (1994), 231–232.

Die Darstellung Kleinasiens in der Tabula Peutingeriana. Überlegungen zur aktuellen Diskussion über die antike Kartographie*

Francesco Prontera, Perugia

Der Blick auf die antike Welt in ihren vielseitigen Erscheinungsformen wird von zwei verschiedenen Perspektiven bestimmt. Die erste, aus verschiedenen Gründen die unmittelbarere, führt dazu, in der Antike Ähnlichkeiten mit oder Analogien zu der Welt zu sehen, in der sich der Beobachter befindet; die zweite Sichtweise entsteht gewöhnlich in Reaktion auf die erste und rückt somit folgerichtig die Differenzen und die Distanz zur antiken Welt in den Vordergrund. Diese zwei widersprüchlichen Perspektiven eröffnen uns fortwährend neue Zugänge zu den Kulturen der Vergangenheit.

Wohl den bekanntesten Fall liefert etwa das 19. Jh., in dem sich eine Diskussion um den Charakter der antiken Wirtschaft entwickelte und die Gelehrten sich in „Primitivisten“ und „Modernisten“ schieden. Primitivistische und noch häufiger modernistische Perspektiven finden sich übrigens schon in der Antike selbst. Wenn Thukydides (I, 1–19) Überlegungen über die Dimensionen des Trojanischen Krieges und die reale Zusammensetzung der von Agamemnon geführten militärischen Kräfte anstellt, weiß er sehr genau, dass sich Griechenland im Zeitalter der Heroen noch in einem (politisch, wirtschaftlich und technisch) primitiven Entwicklungsstand befand, vor allem im Vergleich zu dem seiner eigenen Zeit. Auf der anderen Seite projiziert er offenbar die Bedingungen, die zur Entstehung des

* Ich danke dem „Centrum für die Geschichte und Kultur des östlichen Mittelmeerraumes“ für die Gelegenheit, im Rahmen des Eröffnungsvortrages zur Tagung, deren Erträge in diesem Sammelband zusammengefasst sind, einige Überlegungen zur antiken Kartographie und insbesondere zur Tabula Peutingeriana und schließlich zur Darstellung von Kleinasien zur Diskussion zu stellen. – Kai Ruffing (Marburg) gilt mein herzlicher Dank für die Übersetzung.

athenischen Reiches geführt hatten, auf die Vergangenheit, indem er die Rolle der Kriegs- und Handelsmarine im archaischen Griechenland betont. Aristoteles (*Metaphysik*) tendiert dazu, das Denken der sogenannten Vorsokratiker im Lichte seiner eigenen Kategorien zu reinterpretieren. Hier modernisiert Aristoteles und dasselbe machen später die Stoiker, allzu bereit, in Homer den Vorläufer oder gar den Begründer der hellenistischen Geographie bzw. überhaupt der Wissenschaft zu sehen. Obwohl er den poetischen Wert Homers bewunderte, hat hingegen Eratosthenes den primitiven Charakter der epischen Geographie nachdrücklich betont.¹

Diese wenigen Beispiele sollen genügen, an eine Tatsache zu erinnern: Die beiden Perspektiven, über die ich zu Beginn gesprochen habe, sind zwar prinzipiell einander widersprechend, aber sie ermöglichen doch letztlich komplementäre Analysen zum Verständnis der antiken Welt. Ihre Anwendung ist eine Frage des Maßes, und dies gilt auch für die Frage nach dem Charakter der Kartographie. Wenn wir nun über antike Kartographie reden, gilt es die Aufmerksamkeit insbesondere auf vier Punkte zu richten:

1. In der Geschichte der antiken Kartographie lässt sich von Anaximander von Milet (6. Jh. v. Chr.) über Eratosthenes und Hipparch (3./ 2. Jh. v. Chr.) bis zu Ptolemaios (2. Jh. n. Chr.) eine Kontinuitätslinie ziehen, auch wenn wir allzu wenig über die Zeit vor Eratosthenes wissen. Das Erkennen der Kugelgestalt der Erde im 4. Jh. v. Chr. bezeichnet ohne Zweifel einen Fortschritt, dessen Effekte sich freilich insbesondere auf dem Gebiet der Theorie bemerkbar machten. Zwischen den ersten in Griechenland hergestellten runden Weltkarten und der rechteckigen Karte des Eratosthenes gibt es gewiss bezeichnende Unterschiede in bezug auf die Prinzipien der Konstruktion, aber es bestehen auch deutliche Kontinuitäten, insbesondere hinsichtlich der Darstellung des zentralen und östlichen Mittelmeeres. Das traditionelle Schema der runden Karten lebte übrigens mindestens bis in die späte römische Republik fort.²

Trotz des Fortschrittes, den die Erkenntnis der kugelförmigen Gestalt der Erde bedeutete, wird die weitere Entwicklung der griechischen Kartographie, die beginnend bei Eratosthenes ihren Gipfelpunkt bei Ptolemaios erreicht, durch ein offenkundiges Ungleichgewicht charakterisiert. Mit dem

¹ Prontera (1992), 387–393.

² Das Phänomen wurde von W.A. Heidel in seinem grundlegenden Buch *The Frame of Ancient Greek Maps*, New York 1937 illustriert.

hohen Grad an theoretischer Durchdringung der Frage, wie man eine Karte der bewohnten Welt zu erstellen hatte, kontrastierte der extreme Mangel an astronomischen Vermessungen von Orten, die man in der Tat vornahm und nicht lediglich unter Anwendung der Geometrie auf der Erdkugel erstellte. Eratosthenes verfügte für die Herstellung seiner Weltkarte lediglich über vier – ausschließlich hinsichtlich des Breitengrades – eingemessene Standorte: Syene/ Assuan, Alexandria, Rhodos und Marseille.³ Die sehr lange Liste von geographischen Koordinaten (Längen- und Breitengrade), die Ptolemaios für mehr als 8.000 Orte der bewohnten Welt liefert, darf uns nicht irreführen.⁴ Man wird zwar ein gewisses Wachstum der astronomisch vermessenen Standorte der wichtigsten Städte unterstellen dürfen, aber der weitaus größte Teil der Maßangaben des Ptolemaios spiegelt in der Realität die Konstruktion eines mathematischen Modells wider. Mit einem sehr approximativen Vorgehen übersetzt Ptolemaios die aus der empirischen Geographie gewonnenen Daten in Abweichungen in der Länge und der Breite. Ohne Zweifel hatten dank des Römischen Reiches die Informationen über Völker und Länder der bewohnten Welt im Vergleich zur hellenistischen Zeit spürbar zugenommen. Aber hinsichtlich der theoretischen Prinzipien, denen die Erstellung einer Weltkarte zu gehorchen hatte, blieben die astronomischen Vermessungen schließlich doch völlig ungeeignet, um gar nicht erst von den Instrumenten zu reden, die zu ihrer Durchführung zur Verfügung standen.

Bekanntlich sind die genannten theoretischen Prinzipien durch das Werk des Ptolemaios in der Renaissance wiederaufgegriffen worden und bildeten so die Grundlage für die europäische Kartographie.⁵ Hier gibt es ganz offensichtlich eine Kontinuitätslinie zwischen Antike und Moderne. Andererseits darf man nicht übersehen, dass erst im Europa des 17. Jh.s die historischen Bedingungen und die technischen Voraussetzungen für das Entstehen einer wahrhaft wissenschaftlichen Kartographie gegeben waren, die sich auf ein Netz topographischer Vermessungen stützen konnte; diese Vermessungen wiederum beruhten auf geodätischen Berechnungen, die man einer sorgfältigen Verifizierung unterzog. Die antike Kartographie, das

³ Aujac (1975), 62 f.; Aujac (2001).

⁴ Aujac (1993), 153–155; Stückelberger (2000), 198–201; Stückelberger (2004), 36–40.

⁵ Milanesi (1992); Aujac (1993), 165–178; Stückelberger (2000), 205–208.

Werk des Ptolemaios eingeschlossen, gehört aber in die Zeit vor der Anwendung der Astronomie und Geodäsie auf die Topographie. Damals spielten noch vornehmlich die empirischen Informationen eine bestimmende Rolle, namentlich die Schätzung von Distanzen und Richtungen, die man Itineraren von Land- und Seereisen entnahm.

2. Man könnte sagen, dass in der antiken Geographie in einem gewissen Sinn die Darstellung des Ganzen derjenigen seiner Teile vorausgeht; die regionale Kartographie, um einen modernen Ausdruck zu benutzen, hat in der Antike ihre Funktion als Teil der Karte der Ökumene und nicht nur als Vorarbeit für deren Erstellung. Die antiken Weltkarten stammen daher nicht aus der Weiterverarbeitung von Karten kleinerer und mittelgroßer Räume. Wir wissen zwar von der Verwendung von Katasterkarten in der antiken Welt, haben aber keinerlei Indiz für die Entwicklung einer regionalen Kartographie. Uns fehlt also das Bindeglied zwischen Welt- und Katasterkarte. Die bei den römischen Triumphzügen mitgeführten *tabulae* der unterworfenen Gebiete können dabei außer Betracht bleiben⁶. Diese Beobachtung ist schon häufiger von verschiedenen Gelehrten gemacht worden und korrespondiert offensichtlich mit der Erwartung, in der antiken Kartographie dieselben Arbeitsgänge zu finden, die die moderne Kartographie bestimmen. In seinem wichtigen Artikel „Karten“, der 1919 in der RE veröffentlicht wurde, präsentierte W. Kubitschek das dokumentarische Material in dieser Reihenfolge: Stadtpläne, Landschaftskarten, Weltkarten. Auch in neuerer Zeit hat O.A.W. Dilke in seinem Buch (*Greek and Roman Maps*, London 1985) richtigerweise ein ganzes Kapitel den römischen Agrimensoren gewidmet, ohne dass sich allerdings eine Verbindung zwischen Katasterkarten und der restlichen Kartographie ergäbe.⁷

Hier ist nun noch einmal daran zu erinnern, dass es das Frankreich Ludwigs XIV. war, das als erster europäischer Staat ausgehend von einer genügenden Anzahl astronomisch eingemessener Messpunkte die topographische Triangulation seines Territoriums plante. Es handelte sich um eine lange, schwierige Arbeit, die sich bis zum Ausbruch der Revolution hinzog⁸ und erst 1815 endgültig abgeschlossen wurde (184 Blätter im Maßstab 1:86.400). Das Unternehmen war dank des Zusammenkommens

⁶ Prontera (2001), 214.

⁷ Dilke (1985).

⁸ Pelletier (1987).

Die Mauern von Babylon

Techniken der Visualisierung von Raum und Begrenzung

Eva Cancik-Kirschbaum, Berlin

Räume und ihre Begrenzungen können in unterschiedlichen Bereichen der Wahrnehmung konzipiert und konstituiert werden. In Abhängigkeit von den jeweiligen Perzeptionsbereichen kommen spezifische Darstellungsformen zum Einsatz. Im folgenden werden am Beispiel der Stadtmauern von Babylon Techniken der Visualisierung von Raum und Begrenzung in Texten bzw. dem Zusammenspiel von Text und Bild dargelegt. Die zugrundegelegten Texte entstammen der keilschriftlichen Überlieferung des 6. Jhs. v. Chr.

1. Die Stadtmauern von Babylon

1.1 Historischer Abriss

Spätestens seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends ist das am Euphrat gelegene Babylon von einer zweifachen Befestigungsanlage umgeben, bestehend aus der eigentlichen Mauer und einer vorgelegten wallartigen Struktur. Für beide Strukturen überliefert die keilschriftliche Literatur wie für andere Bauwerke auch sogenannte Zeremonial- oder Prunknamen. Der Name der Hauptmauer wird bereits in Quellen des 2. Jt.s genannt und lautet *Imgur-Enlil*, etwa „Es stimmt zu Enlil“. Die wallartige Außenanlage trägt den Namen *Nemet-Enlil*, „Schutzwall des Enlil“ und lässt sich bislang erst in neuassyrischen Königsinschriften des 1. Jt.s nachweisen. Der Gottesname Enlil, der in beiden Satznamen erscheint, bezieht sich nicht auf Enlil von Nippur, sondern auf den Stadtgott von Babylon, Marduk, als obersten Gott des mesopotamischen Pantheons. Diese ‚Identität‘ von Marduk und Enlil ist das

Ergebnis einer Gleichsetzungstheologie, die im Zusammenhang mit der politischen Vormachtstellung Babylons im 18. Jh. v.Chr. entwickelt und über die Jahrhunderte immer wieder erneuert und gefestigt wurde.¹

Früheste direkte Erwähnungen von Ummauerungen des Stadtgebietes bieten Jahresnamen von Königen der 1. Dynastie von Babylon (19.–17. Jh.) und auch in den folgenden Jahrhunderten finden sich wiederholt kurze Hinweise auf entsprechende Strukturen.² Die Stadtanlage, so wie man sie heute kennt, dürfte auf die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends zurückgehen und zumindest in ihrer äußeren Regelmäßigkeit das Ergebnis stadtplanerischer Bemühungen sein.³ In jener Zeit war Babylon unter den kassitischen Herrschern und ihren Nachfolgern neuerlich politisch und kulturell bedeutendes Zentrum Mesopotamiens. Die ersten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends sind nur spärlich bezeugt – eine Situation die allerdings für weite Teile Südmesopotamiens gilt.⁴ Es sind vor allem die assyrischen Könige des ausgehenden 8. und des 7. Jahrhunderts Sargon II., Sanherib, Asarhaddon und Assurbanipal, die in ihren commemorativen Inschriften weitergehende Angaben zu Arbeiten an den Mauern von Babylon machen.⁵

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts gelingt es dem südlichen Zweistromland, die assyrische Hegemonie abzuschütteln. Babylon wird neuerlich Sitz einer einheimischen, in diesem Falle chaldäischen Herrscherdynastie, deren erster selbständiger König Nabupolassar von 626 bis 605 regiert. Unter den Chaldäern entsteht ein Großreich mit Babylon als politisch-religiösem Zentrum – bis im Herbst des Jahres 539 Kyros II. von Persien die Stadt einnimmt und damit die Herrschaft der Chaldäerdynastie beendet. Die Bedeutung der Stadt unter den Chaldäerkönigen wird nicht nur in einem umfangreichen Inschrif-

¹ Ausführlich zu diesem Prozess George (1997).

² Die keilschriftlichen Nachrichten über die Stadtmauern von Babylon hat nach Wetzel (1930), George (1992), 343ff. zusammengestellt.

³ George (1992), 15.

⁴ Brinkman (1984).

⁵ Hierzu Miglus (1999).

tenwerk,⁶ sondern vor allem auch in den gewaltigen Baumaßnahmen an Tempeln, Palastanlagen und an den Maueranlagen sichtbar.⁷

Die heute noch erhaltenen Reste der Anlage bestätigen, dass die Dimensionen in der Tat gewaltig waren. Im Gelände zeichnen sich mehrerer ineinandergelegte Mauern ab, die in dieser Form im wesentlichen aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammen. Innerhalb des von einer 18 km langen Fluchtmauer (sog. 'Osthaken', wohl unter Nebukadnezar II. errichtet) eingegrenzten Gebietes findet sich das von einer doppelten Maueranlage umschlossene, eigentliche Stadtgebiet, das in etwa die Gestalt eines Rechteckes hat. Die Ausgräber von Babylon beschreiben die Überreste der etwa 8,5 km langen, landseitigen Maueranlage wie folgt: „Auf der Landseite umziehen die Stadt zwei Lehmziegelmauern mit einem Zwischenraum von 7,20 m. Die dickere innere – der düru von Babylon, Imgur Ellil – ist 6,50 m stark. Sie hat abwechselnd stärker und schwächer vortretende Kavaliertürme in etwa gleichmäßigen Abständen von 18 bis 19 m. Die äußere dünnere – der schalchu von Babylon, Nimitti Ellil – ist nur 3,70 m stark und trägt ebenfalls, aber gleichmäßige Kavaliertürme in regelmäßigen Abständen.“⁸ Auch das jenseits des Flusses gelegene Stadtgebiet ist von einer – allerdings einfachen Mauer – umschlossen. Tore ermöglichen auf allen Seiten den Zugang zur Innenstadt (siehe Abb. 1).

1.2 Die Mauer als Gegenstand der Darstellung

Die Maueranlagen der Metropole Babylon am Euphrat waren im Altertum nicht zuletzt durch die Berichte der Historiographen weit über das Zweistromland hinaus bekannt. Die wohl bekannteste Beschreibung ist diejenige,

⁶ Zusammengefasst durch Berger (1973).

⁷ Für die Geschichte der Stadt Babylon noch immer nützlich: Unger (1931/1970). Koldewey (1913/1990). Knappe Zusammenfassungen zum Forschungsstand bietet der Band „Wiedererstehendes Babylon“, hrsg. durch das Museum für Vor- und Frühgeschichte der Staatlichen Museen Berlin, Berlin 1991. Zu den frühen Grabungen Babylon vgl. Wilhelm (1998), zu einzelnen Forschungsschwerpunkten die Beiträge zum 100-jährigen Jubiläum in Renger (1999). Zur Stadtanlage vgl. die Karte von Finkbeiner – Pongratz-Leisten (1993). Zu Archiven und Bibliotheken in Babylon vgl. Pedersén (2005).

⁸ Wetzel (1930), 7.

welche der kleinasiatische Historiograph aus Halikarnass im Rahmen des 'Babylonischen Logos' gibt. Sie bildet die Einleitungspassage für die folgende umfangreiche Beschreibung der Stadt Babylon: „Sie (d.i. die Stadt Babylon) ist in einer großen Ebene gelegen, lang ist jede Seite 120 Stadien, wobei sie ein Viereck ist. Diese Stadien des Umfanges der Stadt ergeben zusammen 480. Solchermaßen ist nun die Größe der Stadt Babylon, sie überragt an Schönheit jede andere Stadt, die wir kennen. Zunächst umgibt sie ein tiefer, breiter Wassergraben; dahinter aber eine Mauer, deren Breite 50 Königsellen ist, die Höhe aber 200 Ellen. Die königliche Elle ist drei Finger breiter als die (normale) Elle. Es ist nun aber erforderlich, dass ich vor allem auch erzähle über die Verwendung der Erde aus dem Graben bezüglich der Mauer, über die Art und Weise sie gebaut wurde. Während sie nämlich den Graben aushoben, formten sie die Erde, welche aus dem Aushub fortgebracht wurde, indem sie Platten formten, und diese in Öfen brannten. Indem sie als Bindemörtel erhitztes Erdpech nutzten und zwischen je dreißig Plattenschichten Schilfmatten legten, errichteten sie als erstes die Ränder des Grabens, zum zweiten dann auf dieselbe Weise die Mauer selbst. Oben auf der Mauer, nach den Rändern hin errichteten sie eingeschossige Türme/Aufbauten, jeweils einander gegenüber. Zwischen den Aufbauten/ Türmen, beließen sie Raum für ein Viergespann. Um die Mauer herum stehen 100 Tore, alle ehern, ebenso Laibungen als auch Stürze. Es gibt eine andere Stadt, die sich acht Tagesreisen Wegs von Babylon befindet. Is (d. i. Hit) ist ihr Name. Dort gibt es einen nicht (so) großen Fluss – Is ist auch der Name des Flusses. Dieser ergießt sich in den Fluss Euphrat. Dieser Fluss Is nun ist es, der mit dem Wasser viele Klumpen von Erdpech mitführt, von dort erlangte man das Erdpech für die Mauer in Babylon. Solcherart nun war der Mauerbau von Babylon ...“⁹

⁹ Her., Hist. I, 178, 1, 1–4. Ähnliche Berichte bei Ktesias (überl. durch Diod. 2, 7,4f). Paus. 1, 16, 3.; 4, 31,5. 8,33,3. Strabo, 16,1,5 S. 738, Philo Byz., De VII orbis spect. 5,2, rechnet die Mauern Babylons zu den sieben Weltwundern. Zu den Angaben Herodots vgl. Wetzel (1944), 54–55. – Baumgartner (1950), 74 mit Anm. 31. Zu Diodor J. Boncquet, Diodorus Siculus (II, 1–34) over Mesopotamie. Een historische commentaar (Brüssel 1987) S. 83 Anm. 344f. Zusammenfassend s. Nesselrath (1999), 191 Anm. 5–8. Unklar ist, was antike, namentl. griechische Historiographen oder ihre Gewährsleute kennen konnten, denn Kyros II. hatte weite Teile der Mauern schleifen lassen. Zur Autopsiediskussion s. Rollinger (1993); Rollinger (1998); Nesselrath (1999), dort S. 192 Anm. 10 Hinweise zur Rezeption v. Rollingers Überlegungen. Zu den Maßangaben vgl. auch George (1992), 345.

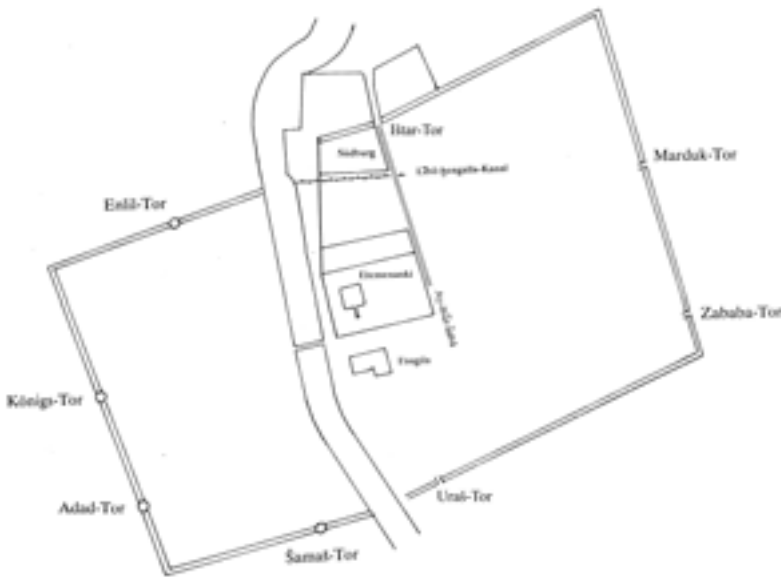


Abb. 1: Schematischer Plan der Stadtmauern von Babylon

Diese Schilderung der Mauer erhält durch zwei erzähltechnische Kunstgriffe ein hohes Maß an Authentizität: Zum einen gibt Herodot 'exakte' Maße zu Längen, Breite und Höhe der Mauer, einschließlich einer Definition der speziellen, hier verwendeten Maßeinheit der königlichen Elle. Zum zweiten gibt er einen knappen Exkurs zur Bautechnik unter besonderer Berücksichtigung der verwendeten Materialien. Ob und inwieweit sich diese Angaben im einzelnen mit der historischen (und ergrabenen) Realität in Übereinstimmung bringen lassen, sei dahingestellt. Entscheidend ist hier die mit ihrem symbolischen Gehalt verbundene rhetorische Wirkung, die der Autor erzielen wollte. Der Hinweis auf die einhundert ehernen Tore und die auf der Mauerkrone fahrenden Viergespanne bietet über die 'nackten' Zahlen hinaus eine konkrete Orientierung zur Größenordnung.

Die Darstellung der babylonischen Stadtmauer durch Herodot steht für den Versuch, dem in Zeit und Raum entfernten griechischen Publikum die Größenordnungen der altorientalischen Metropole Babylon durch das Medium Text zu vermitteln und anschaulich zu machen. Die Abbildung von

Wirklichkeiten in Text, zumal geschriebenen Text erfordert – je nach Intention und funktionalem Kontext – sehr unterschiedliche Darstellungstechniken. Welcher Mittel bediente man sich ein knappes Jahrhundert zuvor im Babylon der Chaldäerkönige, um die Dimensionen und Funktionen der gewaltigen Maueranlagen, ihren Charakter als Begrenzung und Umschließung, als bauliche Anlage, als Teil schließlich eines kosmologisch-mythologischen Konzeptes kenntlich zu machen? Im folgenden sollen drei unterschiedliche Texte der keilschriftlichen Überlieferung solche Techniken der Visualisierung zur Stadtmauer von Babylon illustrieren.

2. Die Mauern als Teil der Stadtanlage und als Symbol für die Stadt

2.1 Die Mauern in Inventaren und metrologischen Texten

Aus dem 6. Jahrhundert haben sich drei fragmentarische Texte erhalten, die offenbar im Rahmen der administrativen Verwaltung der öffentlichen Gebäudekomplexe gefertigt wurden. Es handelt sich um Bestandsaufnahmen zu Verlauf und aktuellem Zustand der Mauerzüge. Diese Bestandsaufnahmen liegen in zwei Formen vor: als Text, oder als Kombination aus Text und Zeichnung.¹⁰ Die Texte geben lakonisch exakte Maßangaben zu einzeln definierten Mauerabschnitten, sowie Distanzangaben zu anderen markanten Punkten der Stadtanlage.¹¹ Der Text ist leider stark zerstört, doch mögen die folgenden Zeilen einen Eindruck von der Art der Darstellung geben: So liest man z.B.

Z. 1' [n Ellen] bis zur Laibung des Zababa-Tores [...]
 Z. 2' [n Ellen] Schwelle des Tores, 300 Ellen vom Zababa-Tor
 Z. 3' [n Ellen bis zur Ec]ke der Mauer, 3,5 Ellen, der Turm
 ... etc.¹²

¹⁰ Die Texte wurden publiziert durch George (1992), 130–149.

¹¹ „The metrology of the text (gemeint ist Text Nr. 15) is exact, most measurements being presented in whole cubits and their fractions. Unfortunately few of the figures themselves survive, but where they can be checked against the results of modern surveys they are extremely accurate (...). The cubit employed is the standard Neo-Babylonian unit, equivalent to about 50cm.“ George (1992), 131.

¹² George (1992), Text Nr. 15, Vs. 1'–3'.

Heiligkeit Gottes im Raum Rituelle Grenzziehung und territoriale Gewaltenteilung im Reformkonzept des Ezechielbuches

Rainer Albertz, Münster

1. Vorüberlegungen

Territoriale und religiös-kultische Einteilungsmuster, welche die Menschen über ihre Lebenswelt legen, haben merkwürdigerweise eines gemein: Sie arbeiten häufig mit binären Oppositionen. Im kultischen Bereich ist das ganz offensichtlich: In ihm spielen die binären Oppositionen „heilig/profan“, „rein/unrein“, „unversehrt/mit Makeln behaftet“ eine entscheidende Rolle, wie das für den altisraelitischen Kult zuletzt Saul M. Olyan herausgearbeitet hat.¹

Aber auch im lokalen Bereich kommt es gerne zu solchen binären Entgegensetzungen: Etwas, auf das wir verweisen, ist entweder da oder dort, oben oder unten, drinnen oder draußen. Ein gemeintes Gebiet ist diesseits oder jenseits einer markanten Grenzmarke, im alten Israel etwa diesseits oder „jenseits des Jordan“ (*‘eber haj-jarden*); so sprechen wir bis heute von Cis- und Transjordanien. Die Perser nannten aus der entgegengesetzten Perspektive ganz Syrien-Palästina ‘Abar-Nahara’ „Jenseits des Stromes“. Daran wird deutlich, alle diese lokalen binären Oppositionen sind perspektivische Einteilungsmuster vom Standpunkt des Sprechenden aus.

Machte sich diese Entgegensetzung noch an geographischen Landmarken fest, so konstruiert die binäre Opposition Inland/Ausland – jedenfalls in der alten Welt, die nur punktuell markierte geographische Grenzen kannte –

¹ Olyan (2000), 3–37.

mehr eine virtuelle Grenze: Es handelt sich hier um eine Übertragung der binären gruppensoziologischen Opposition „wir/die anderen“ auf den geographischen Raum. Darum werden im alten Israel Länder häufig durch die Völker definiert, die dort wohnten: *'ārāts jisra'el* „das Land Israels“, *'ārāts mo'ab* „das Land Moabs“ (Dtn 1,5 u. ö.) und *'ārāts bne-'ammon* „das Land der Ammoniter“ (Dtn 2,19) sind alles attributive Genitivverbindungen (hebr.: *status constructi*); oder, was wir mit Heimat bezeichnen, heißt im Alten Testament „Land meiner Verwandtschaft“ (*'ārāts moladti* Gen 24,7 u. ö.). Wie scharf die Grenze zwischen Inland und Ausland trotz ihrer geographischen Unschärfe im alten Israel dennoch markiert wurde, zeigt sich daran, daß man zusätzlich noch eine kultisch-binäre Opposition darüber legte: Das Ausland galt im vorexilischen Israel als unrein (Am 7,17; vgl. Hos 9,3).²

Interessant für das Thema unserer Tagung ist aus religionsgeschichtlicher Sicht besonders der Fall, wo sich die kultische binäre Opposition „heilig/profan“ mit der lokalen binären Opposition „drinnen/draußen“ verbindet: bei der Konstruktion von heiligen Räumen. Das religiöse Gegenüber von Gott und Welt wird kultisch dadurch vermittelt, daß bestimmte Orte, an denen sich die Begegnung von Gott und Mensch ereignet hat oder ereignen soll, als heilige Orte aus der profanen Welt ausgegrenzt und damit dem normalen Gebrauch und Verkehr entzogen werden.

Häufig werden solche heiligen Orte auf eine ursprüngliche, direkte Begegnung mit dem Göttlichen, eine Theophanie, zurückgeführt, die sie als Verbindungsstelle zwischen Himmel und Erde ausweist. So sieht etwa Jakob im Traum eine Rampe aus dem Himmel auf die Erde geklappt, auf der Götterboten auf- und absteigen und auf deren oberem Ende sogar JHWH selber erscheint (Gen 28,12f.). Als Jakob erwacht, konstatiert er erschreckt: „Es gibt JHWH an diesem Ort, und ich wußte es nicht ... dies ist nichts anderes als das Haus Gottes und das Tor des Himmels“ (V. 16f.). Darum markiert er diesen Ort mit einem Stein (Mazzebe) und vollzieht eine erste kultische Handlung: Er salbt den Stein mit Öl, um die Gefährlichkeit der Begegnung abzumildern, und gelobt, bei seiner glücklichen Rückkehr aus

² Nachdem in der priesterlichen Landkonzeption der nachexilischen Zeit das mittlere Ostjordanland aus dem Land Israels ausgeschlossen wurde (vgl. Num 34), galt die Gefahr möglicher Unreinheit sogar für das altisraelitische Siedlungsgebiet Gilead (Jos 22,19).

der Fremde ein Gotteshaus (hebr. *bet-'el*) zu bauen (V. 18.22). Das ist die Gründungslegende des Heiligtums von Bethel.

Um dem Göttlichen in der irdischen Welt einen Raum zu schaffen und die nicht ganz ungefährliche Begegnung mit ihm abzusichern, werden alle heiligen Orte räumlich abgegrenzt, zumindest durch eine Temenosmauer oder durch mehr oder minder massive Gebäudemauern. Mit dieser baulichen Eingrenzung wird der Zutritt kontrollierbar; er kann auf bestimmte Personengruppen, z. B. Priester, eingeschränkt und an bestimmte Einlaßkriterien (körperliche und kultische Reinheit, moralische Qualitäten) gebunden werden (Ps 15; 24). Dabei können nochmals Abstufungen von mehreren Heiligkeitsgraden vorgenommen werden: Im Jerusalemer Tempel gab es traditionell deren zwei bis drei. Das Volk gelangte nur in den Vorhof des Tempels, das Tempelgebäude durften nur die Priester betreten. Das Allerheiligste im Rückraum des Tempelgebäudes durfte in nachexilischer Zeit allein vom Hohenpriester einmal im Jahr, am Versöhnungstag, betreten werden (Lev 16,12–14).

So weit das Grundsätzliche. An dieser Stelle möchte ich den interessanten Fall behandeln, wie die Schüler des Priesterpropheten Ezechiel gegen Ende des 6. Jh. v. Chr. unter Zuhilfenahme der ihnen geläufigen kultischen Opposition „heilig/profan“, die eine scharfe territoriale Abgrenzung ermöglicht, das weitreichende Programm einer völligen Neuordnung der israelitischen Gesellschaft und seiner kultischen und politischen Institutionen für die Zeit nach der Rückkehr aus dem Exil entwarfen. Daß die Konstruktion von Räumen, der Verlauf ihrer Grenzen und die Regelung der Kontrolle für deren Überschreitung immer auch politische Konsequenzen hat, läßt sich daran beispielhaft verdeutlichen. Außerdem handelt es sich um ein hochinteressantes frühes Konzept der Gewaltenteilung.

2. Die enge Zuordnung von Tempel und Palast im vorexilischen Jerusalem

In vorexilischer Zeit bildete die Tempel- und Palastanlage von Jerusalem, die Salomo ausbauen ließ (1. Kön 6–7), wahrscheinlich eine enge bauliche Einheit (Abb. 1). Zwar haben wir dafür nur biblische Hinweise (7,12; 2. Kön 16,19; Jer 36,20), weil durch römische Steinbrucharbeiten und die islamische Überbauung ein archäologischer Nachweis nicht möglich ist,³ aber

³ Vgl. Weippert (1988), 460.

auch die Polemik der Ezechielschüler, man habe JHWH zugemutet, quasi „Wand an Wand“ mit dem König zu wohnen (Ez 43,8), setzt für die vor-exilische Zeit eine große lokale Nähe und unmittelbare bauliche Verbindung von Palast und Tempel voraus. Zusammen bildeten sie die Akropolis auf dem Zionsberg, wobei der Palast zwischen dem Tempelgebäude im Norden – vielleicht etwas nördlich des heutigen Felsendomes gelegen und der Davidstadt im Süden etwa im Bereich der heutigen El-Aksa-Moschee zu liegen kam.



Abb. 1:
Vermutete
Tempel- und
Palastanlage im
vorexilischen
Jerusalem

Ohne Grenzen. Zur Gestalt des *imperium Romanum* in Vergils Aeneis

Hubert Cancik, Berlin

§1 Die geographische Struktur der Aeneis

§1.1 Die mythische Ebene

1. Die geographische Struktur der Aeneis wird gebildet auf der Ebene des griechischen Mythos und im Hinblick auf den Status des *imperium Romanum* in der augusteischen Zeit. Die Züge von Herakles und Dionysos beschreiben den äußeren Rahmen im Westen und Osten: Spanien (Hiberia) und Indien.¹ Der Nahe Osten und Kleinasien gehören zum *imperium* des Priamus. Er beherrscht viele Länder und Völker: Asia (im engeren Sinne), Phrygia, Mygdonia.² Seine Verbündeten sind die Thraker,³ Amazonen, die „östlichen Scharen“ und der „schwarze Memnon“.⁴

Den Troianischen Krieg konzipiert Vergil als Konflikt der „Welt-Kreise“ Europa und Asia (im weiteren Sinne).⁵

*quibus actus uterque
Europae atque Asiae fatis concurrerit orbis.*

¹ Verg. Aen. 6,801–805; 8,184–305: Hercules in Rom gegen Cacus; die „iberischen Rinder“ (7,663).

² Verg. Aen. 2,556 f.: *tot quondam populis terrisque superbum/ regnatorem Asiae;* 2,342: *Coroebus Mygdonides.*

³ Verg. Aen. 3,15.

⁴ Verg. Aen. 1,489–493.

⁵ Verg. Aen. 7,222–227. – So auch in der griechischen Tradition: Hdt. 1,3–4. Auf dem Relief des Archelaos mit der Apotheose Homers stehen hinter dem Thron des Dichters zwei allegorische Gestalten, glücklicherweise durch Beischriften bestimmt: Chronos und Oikoumene. – Abbildung bei Cancik (2003).

Nicht als Handelnde, aber als Hörer werden die anderen „Zonen“ (*plagae*) der Welt einbezogen: Auch das fernste Land im Ozean (Britannia, Hibernia, Thule) und die Zone jenseits der heißesten Zone (die Gegenfüßler) haben von diesem Konflikt „gehört“.⁶ Für Vergil bilden diese vier Zonen eine handelnde und kommunizierende Einheit. Der Troianische Krieg ist ihm ein Ereignis aller vier „Zonen“, ein oekumenischer, ein wirklicher Weltkrieg.

Ist dies das mythische oder das Weltgefühl des *imperium Romanum* unter Augustus?

Die Fahrt des Aeneas von Troia nach Latium erschließt den zentralen Mittelmeerraum: Troia – Thrakien – Delos – Kreta – Strophaden – Peloponnes – Ithaca – Epirus – Süditalien und Sizilien – Westküste von Italien aufwärts bis Latium. Aeneas fährt auf der Route, die kurz zuvor Odysseus benutzt hat,⁷ mit zwei bedeutenden Abweichungen: Aeneas landet in Actium und Karthago.⁸ Dadurch wird aber die mythische Landkarte, indem ihr die römische Geschichte eingetragen wird, ganz neu gezeichnet. ‘Actium’ meint die Überwindung von Kleopatra, Ägypten, des Orients; ‘Karthago’ meint die Überwindung der Dido von Sidon, der Tochter des Belus, der Phönizier, des Orients:⁹ denn Belus, so die antiken Vergilgelehrten, *et ipse Assyrius fuit*.¹⁰ Durch die römisch konnotierten Namen Actium und Karthago wird die my-

⁶ Serv. ad Aen. 7,226: *significat autem antipodas*; vgl. Sen. Herc. Oet. 67: *ardens plaga*. – In Libyen hatte man den Troianischen Krieg schon auf die Tempelwände von Karthago gemalt, als – sieben Sommer nach Kriegsende – Aeneas dort eintraf. – Ob diese geographischen Angaben – die im Text genannten Ländernamen stehen nicht bei Vergil – noch innerhalb der mythischen Ebene möglich sind, oder ob bereits das zeitgenössische Bild des *imperium Romanum* sie geformt hat, ist (mir) unklar.

⁷ Hom. Od. 9 und 12; „kurz zuvor“: vgl. Verg. Aen. 3,588 ff. – Die Route in entgegengesetzter Richtung befuhr einst Dardanos: Verg. Aen. 7,205 ff.; 8,127 ff. 134 ff. – Antenors Weg führt nach Norditalien: Aen. 1,242 ff.

⁸ Actium: Verg. Aen. 3,27.

⁹ Verg. Aen. 1,446: *Sidonia Dido*; 1,30: *Tyrias arces* – die Festungen Karthagos; 1,338: *Punica regna vides, Tyrios et Agenoris urbem*. Vgl. Aen. 4,670: *Karthago aut antiqua Tyros*. – Die Überlagerung der afrikanischen mit der phönizischen Toponymie entspricht der Überlagerung der italischen durch die asiatische Toponymie: s. §1.2.

¹⁰ Serv. ad Aen. 1,642: *a Belo primo rege Assyriorum ... usque ad Belum, patrem Didonis, qui et ipse Assyrius fuit*.

Der Schildrand als Grenze

Wolfgang Hübner, Münster

Das antike Weltbild, das sich seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. allmählich verfestigte, sah den Kosmos als eine geschlossene Hohlkugel, in deren Mitte die Erde in einem delikaten Gleichgewicht schwebt. Diese Auffassung teilten fast alle Philosophenschulen. Ein unbegrenztes Universum nahmen eigentlich nur die Atomisten und Epikureer an. Aus dieser Sicht wurde der Weltinnenraum mit dem *volumen* einer Papyrusrolle verglichen, wobei der Fragilität des Ganzen die Möglichkeit entsprach, daß man solch eine Rolle auf- und wieder zusammenwickeln konnte.¹

Vorher stellte man sich die Erde als flache Scheibe vor, doch auch in der Zeit nach der Entdeckung der Kugelgestalt zeichnete man, zur Zweidimensionalität gezwungen, weiter Rundkarten,² und daher diente ein anderer kreisförmiger Gegenstand immer wieder dazu, die Welt räumlich abzubilden: der kriegerische Rundschild, der in der Panhoplie seit dem siebten Jahrhundert den länglichen Turmschild abgelöst hat.³ In den poetischen Ekphraseis⁴ dieser Schilde werden zwei Positionen besonders hervorgehoben: die Schildmitte, der „Nabel“ (ὄμφαλος, *umbo*), und der äußere Schildrand. In der Mitte befinden sich häufig apotropäische Dämonen, die – ähnlich wie die Aigis der Athene – den Gegner abschrecken, lähmen, paralisieren sollten.⁵

¹ Hübner (1997), 181–191. Bérard (2004), 49–66.

² Prontera (2001).

³ Zur komplizierten Frage der Schildformen ausführlich Calame – Mader (1979), 1427f. Vgl. auch Schadewaldt (1938 = 1964), 357–361. Fittschen (1973). Vilatte (1988). Pötscher (1989), 5f. Cordano (1992), 4. Hübner (2000), 28.

⁴ Zu dieser poetischen Technik grundlegend Friedländer (1913).

⁵ Hom. Il. 11,36f. (Schild des Agamemnon): Gorgo mit Deimos und Phobos. 18,535 Eris, Kydoimos und Ker als Detail innerhalb des auf dem Schild dargestellten Kampfes. Ps. Hes. *Scutum* (Schild des Herakles) 144 Phobos ἐν μέσῳ. Aristoph. Ach. 574 (Schild des Lamachos): Gorgo (wie Sil. 10,177 auf dem Schild des Phorkys). Verg. Aen. 8,701 (Schild des Aeneas): Dirae, dazu Hübner (1970), 58. Vgl. Künzl (2003), 292.

So erscheinen sie als Einzelbilder auch in der Mitte von Rundschilden auf Vasenbildern.⁶ Unter dem Blickwinkel der Grenze im Spannungsfeld zwischen Begrenzung und Grenzüberschreitung kommt es hier in erster Linie auf den Schildrand an, und da ist der Beachtung wert, wie die Epiker seit Homer diese real vorgegebene Grenze des Schildrandes dichterisch gestaltet haben. Als weibliches Gegenstück wird dabei auch die textile Ekphrasis⁷ in den Blick treten.

1. Homer: der Schild des Achilleus

Das Urbild aller großen poetischen Ekphrasisen ist die Schildbeschreibung Homers mit ihren fast 130 Versen:⁸ Nachdem Achilleus zusammen mit seinem Freund Patroklos seinen alten Schild verloren hat, gibt seine Mutter Thetis bei Hephaistos einen neuen in Auftrag. Man hat darüber gestritten, ob es sich um einen länglichen, ovalen oder um einen runden Schild handelt, heute ist man sich jedoch einig, daß Homer sich einen Rundschild vorstellt. Die Vasenbilder stellen meistens runde Schilde dar, und spätere dichterische Imitationen sprechen stets von einem κύκλος⁹ bzw. *orbis*.¹⁰ Homer steht zudem am Anfang der antiken geographischen Doxographie, besonders in seiner allegorischen Auslegung durch die Stoiker Krates von Mallos¹¹ und Heraklit,¹² die in dem homerischen Schild ein zweidimensionales Abbild des

⁶ Ein Vergleich literarischer und archäologischer Zeugnisse bei Vogt (2001), 22f.

⁷ Seit dem Gewebe der Helena (Hom. Il. 3,125–128), vgl. v. Albrecht (1979), weiter ausgreifend ders. (1972), besonders 20–28. Lausberg (1982). Kaum richtig Eisler (1910), 302–318: Die Ekphrasis der Schilde sei von der textilen Ekphrasis abgeleitet.

⁸ Hom. Il. 18,483–608, dazu die ausgezeichnete Untersuchung von Hardie (1985).

⁹ Ps.Hes. *Scutum* 141 κύκλω. Eur. El. 455 κλεινῶς ἄσπίδος ἐν κύκλω und in der Mitte (Vers 465): κύκλος ἀελλίοιο. Vgl. Nonn. Dion. 25,566 σάκεος τροχόντος ἐκυκλώσαντο φορῆα.

¹⁰ Verg. Aen. 2,227 *clipeique sub orbe*, Parallelen bei Hoppe (1910), 1353,9–11; zu Sil. 2,449 *orbem* s.u. Vgl. Serv. auct. Aen. 3,637 *quia Graecorum clipei rotundi*.

¹¹ Hierzu Mette (1936), 30–53; auch über den Schild des Agamemnon: Hom. Il. 11,32–40, ferner Hardie (1985), 15–17.

¹² Heracl. all. 43–51.

Wirksamkeit und Überwindung von Räumen und Grenzen

Alte Grenzen – neue Grenzen. Formen polisübergreifender Machtbildung in klassischer und hellenistischer Zeit.

Peter Funke, Münster

Von Phasis an den Hängen des Kaukasus im Osten bis zu den Säulen des Herakles, den Felsen von Gibraltar, im Westen säßen die Griechen rund um das Schwarze Meer und das Mittelmeer wie Frösche um einen Teich. So beschreibt Sokrates im platonischen Dialog *Phaidon* die geographische Ausdehnung der griechischen Staatenwelt in klassischer Zeit.¹ Was diesen griechischen „Fröschen“ gemeinsam war, das hatte schon Herodot auf den Punkt gebracht und als *to hellenikón* bezeichnet, das er dann noch präziserte, indem er gleiches Blut und gleiche Sprache, gleiche Heiligtümer und Opfer sowie gleichgeartete Sitten als gemeinsame und alle Griechen verbindende Merkmale dieses *hellenikón* herausstellte.² Was die „Frösche“ aber trennte, das waren ihre politischen Organisationsformen. Mochten diese strukturell auch noch so ähnlich sein, so bildeten sie doch die institutionalisierte Grundlage einer Staatenwelt, die sich aus mehr als 800 selbstständigen politischen Gemeinwesen zusammensetzte. Sie alle fühlten sich zwar mehr oder weniger dem *hellenikón* zugehörig, waren aber zugleich aufs sorgsamste darauf bedacht, *in politicis* ihre jeweilige Eigenständigkeit – ihre *eleutheria* und *autonomia*, ihre Freiheit nach außen und innen – zu behaupten.

Das galt grundsätzlich für alle *poleis* und gleichermaßen auch für die stammesmäßig organisierten *ethne*, und zwar stets ganz unabhängig von ihrer jeweiligen Größe. Dass entsprechende politische Ansprüche allerdings nicht von jeder Polis mit gleichem Gewicht und Nachdruck im zwischenstaatlichen Miteinander durchgesetzt werden konnten, steht auf einem anderen Blatt und soll hier nicht näher ausgeführt werden. Ganz unabhängig davon aber fand dieses unbedingte Beharren einer jeder Polis auf politischer

¹ Plat. *Phaid.* 109a–b.

² Hdt. 8.144.2.

Eigenständigkeit seinen sichtbaren Ausdruck auch in der Bestimmung und Umgrenzung des jeweiligen Polisterritoriums. Die Geschichte der griechischen Polis ist von Beginn an immer auch die Geschichte von Grenzverletzungen und territorialen Konflikten. Und nicht von ungefähr bildete sich als eines der frühesten Instrumente im zwischenstaatlichen Verkehr die griechische Schiedsgerichtsbarkeit zur Regelung von Grenzkonflikten aus.³ Mochte also die griechische Polis auch vornehmlich durch einen personalen Charakter gekennzeichnet gewesen sein und sich primär als Bürgerverband verstanden haben, so wird man mit Blick auf die realen Verhältnisse kaum mit Franz Hampl von „Poleis ohne Territorium“ sprechen können, denen so etwas wie eine „staatliche Gebietshoheit“ gänzlich fremd gewesen sei.⁴

Die klare Abgrenzung eines festen Territoriums gehört zweifellos zu den konstituierenden Faktoren einer Polis. Das hat auch Klaus Freitag unter dem Aspekt der Konstruktion und Wahrnehmung von Räumen und Grenzen in der griechischen Staatenwelt in diesem Sammelband deutlich herausgestellt.⁵ Und hieran sollen die folgenden Überlegungen unter dem Blickwinkel der Wirksamkeit und Überwindung von Räumen und Grenzen unmittelbar anschließen. Dabei können allerdings nicht einmal ansatzweise alle Facetten dieses vielschichtigen und komplexen Themas erörtert werden. Es wird vielmehr vor allem darum gehen, nur einige wenige zentrale Aspekte der rechtlichen Ausgestaltung grenzüberschreitenden – im Sinne von polisübergreifenden – Agierens zur Sprache zu bringen, um auf diese Weise zumindest die Grundlinien der hier in Frage stehenden Problematik nachzuzeichnen.

Fragen wir zunächst nach der generellen Wirksamkeit der Polisterritorien und ihrer Grenzen, so dürfte diese mit Blick auf die Gesamtheit der griechischen Staatenwelt auf der Hand liegen. Die Koexistenz zahlloser, ganz unterschiedlich großer und in ihren Interessen vielfach divergierender, immer auf ihrer Eigenständigkeit beharrender Gemeinwesen musste im zwischenstaatlichen Miteinander einen dauerhaft prekären Zustand erzeugen, zumal es außer einem nur sehr rudimentär wirksamen Fremden- und Gastrecht keine allgemein anerkannten völkerrechtlichen Regeln und Normen

³ Vgl. die Zusammenstellung der entsprechenden zwischenstaatlichen Vereinbarungen aus archaischer und klassischer Zeit bei Piccirilli (1973).

⁴ Hampl (1939).

⁵ Vgl. dazu den Beitrag von K. Freitag in diesem Band.

gab.⁶ Mit der Zunahme der Interaktionen zwischen den einzelnen Staatswesen wuchs daher auch deren inhärente Konflikthaltigkeit und damit aber auch das Bedürfnis, Strategien zum Interessensausgleich und zur Beherrschung möglicher Auseinandersetzungen zu entwickeln, wenn man nicht willens oder imstande war, einen offenen Konflikt in Permanenz auszuhalten.

Die Gründe konnten vielfältig sein, auf einen bi- oder multilateralen Ausgleich zu sinnen und damit die eigenen Grenzen wenn schon nicht zu überwinden, so doch zumindest – nicht allein im übertragenen Sinne – zu überschreiten. Da hier nur einige erste, grundsätzliche Überlegungen zu einem sehr viel komplexeren Thema dargelegt werden sollen, möchte ich es bei der Benennung von drei eher allgemeineren Kategorien von Motivationen belassen, ohne weiter ins Detail zu gehen:

1. An erster Stelle ist das Bedürfnis zu nennen, die Regelung gemeinsamer Interessen im zwischenstaatlichen Verkehr gegenseitig anerkannten, rechtlich bindenden Vereinbarungen zu unterwerfen. Hier ist das Spektrum besonders breit und reicht von der Anerkennung gemeinsamer Grenzen über Fragen des Weiderechts und der Handelsbeziehungen bis hin zur Akzeptanz von Eheschließungen zwischen Bürgern verschiedener Poleis.
2. Ein weiterer Beweggrund ergibt sich aus dem Bestreben, die Ausweitung der Herrschaft einer Polis über die eigenen Grenzen hinaus offensiv zu betreiben und Lösungsmöglichkeiten für die damit verbundene Integration der unterworfenen bzw. hinzugewonnenen Poleis in den erweiterten Machtbereich zu finden.
3. Ein dritter Begründungszusammenhang ergibt sich quasi im Umkehrschluss aus dem vorangegangenen Punkt und stellt in gewisser Weise die defensive Variante des zuvor Gesagten dar: Gemeint ist das Zusammengehen von zwei oder mehreren Poleis zur Stabilisierung und Stärkung der eigenen Stellung – in der Regel in Reaktion auf sich verändernde machtpolitische Gesamtkonstellationen.

Auch wenn mit diesen drei Aspekten der Motivationshaushalt noch keineswegs ausgeschöpft ist, dürften aber doch zumindest die wichtigsten Eckpunkte für unsere Frage nach möglichen Gründen für polisübergreifendes Handeln hiermit benannt sein. Diese mit dem staatlichen Partikularismus verbundenen Problemfelder zwangen die Griechen, nach Mitteln und Wegen zu suchen, ihre zwischenstaatlichen Beziehungen auf geregelte Grundlagen

⁶ Busolt – Swoboda (1920–26), 1240–1264; Gauthier (1972), 18–27.

zu stellen. Betrachtet man die griechische Verfassungsgeschichte unter diesem Aspekt, so erscheint sie wie ein einzigartiges großes Experimentierfeld, auf dem immer wieder neue Institutionen und Instrumentarien zur Lösung der bezeichneten Konflikte entwickelt wurden.

Auf die schon sehr frühe Ausbildung von Schiedsgerichtsverfahren habe ich bereits hingewiesen. Hierbei unterwarfen sich die Poleis der Entscheidung eines Richterkollegiums, das von den Konfliktparteien im gegenseitigen Einvernehmen bestellt wurde. Die Schiedsrichter stammten in der Regel aus unbeteiligten, oft aber mit den streitenden Parteien befreundeten Staaten. Die Akzeptanz der Urteile hing – wie vielfach auch noch im heutigen internationalen Recht – sowohl von der Autorität der Entscheidungsinstanz wie auch vom guten Willen der beteiligten Poleis ab.⁷

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang aber auch die Bildung staatenübergreifender Zusammenschlüsse in der Form von Vereinigungen benachbarter Stämme und Poleis um ein gemeinsames zentrales Heiligtum zu so genannten Amphiktyonien.⁸ Die Apollon-Heiligtümer in Delphi und auf der Insel Delos und das Poseidon-Heiligtum in Kalaureia im Osten der Peloponnes waren die kultischen Zentren der bedeutendsten Amphiktyonien, deren Aufgaben sich aber nicht in der Pflege eines gemeinsamen Kultes erschöpften; vielmehr verpflichteten sich die Mitglieder, die politisch unabhängige Staaten blieben, in ihren durch Eide bekräftigten Übereinkünften, auch im Konfliktfall bestimmte Regeln im zwischenstaatlichen Miteinander einzuhalten, um wenigstens die Existenzgrundlagen aller Amphiktyonien sicherzu-

⁷ Zum Schiedsgerichtsverfahren im zwischenstaatlichen Verkehr in der griechischen Staatenwelt vgl. Busolt – Swoboda (1920–26), 1257–1259; Piccirilli (1973); Ager (1996); Magnetto (1997). In diesen Werken, die eine Zusammenstellung aller Fälle von der archaischen bis zur hellenistischen Zeit bieten, finden sich auch Hinweise auf weitere relevante Forschungsliteratur.

⁸ Grundlegend zu den griechischen Amphiktyonien immer noch: Busolt – Swoboda (1920–26), 1280–1310; vgl. auch Tausend (1992), 19–63 und Siewert – Aigner-Foresti (2005), 19–24 mit der neueren Literatur; speziell zur pyläisch-delphischen Amphiktyonie s. Lefevre (1998); Sánchez (2001).

Zentrum und Peripherie. Überlegungen zum Konzept „Grenze“ in aksumitischer Zeit

Ute Pietruschka, Halle/Saale

Grenzen als abstrakte Demarkationslinien zwischen zwei Territorien waren im mittelalterlichen Äthiopien offensichtlich ohne große Bedeutung. So muss Richard Pankhurst feststellen: „(Frontiers) are not mentioned in the Ethiopian chronicles, hagiographies or other early texts.¹ Royal land charters specify districts and even fields by name, without referring to their borders. Lands were not territorially defined, let alone delineated.“²

Grenzsteine zur Markierung und Abgrenzung von Territorien scheinen im Gegensatz zu benachbarten Kulturkreisen wie zum Beispiel Ägypten³ in Äthiopien unbekannt gewesen zu sein; bislang haben archäologische Untersuchungen keine Objekte zur Grenzmarkierung ausmachen können, was aber auch auf die Tatsache zurückzuführen sein könnte, dass die archäologische Forschung in Äthiopien und Eritrea noch immer in den Kinderschuhen steckt.

Landkarten oder andere schematische Darstellungen geographischer Gegebenheiten scheinen nur ganz selten in Äthiopien produziert worden zu sein. Ein Beispiel ist eine Karte der Provinz Tigre, die ins 18. Jahrhundert zu

¹ Werke aus der ältesten äthiopischen Literaturperiode bis zum 9. Jh. umfassen zu meist biblische und kirchliche Schriften, die aus dem Griechischen übersetzt wurden. Werke säkularen Inhalts sind die Ausnahme; insofern haben wir – abgesehen von den Inschriften – so gut wie keine indigenen Quellen für die politische Geschichte Äthopiens bis zum 12. Jahrhundert, welche für unsere Belange wichtige Informationen liefern könnten.

² Pankhurst (2003), 611–12. Zu Konzepten von Grenzen aus anthropologischer Sicht vgl. Barth (2000), 18f.

³ S. Galán (1995), 9, zum Konzept der Grenzstelen in Ägypten. Zweck der Stelen war natürlich, die Ausdehnung des Reiches festzulegen; periodische Expeditionen dienten zur Sicherung der aktuellen Ausdehnung (111).



Abb. 1
nach Pankhurst (1989)

datieren ist, von der fünf Versionen existieren.⁴ Diese „Karten“ bestehen aus drei konzentrischen Kreisen, in deren Mittelpunkt die Ortsbezeichnung Aksum als religiösem Zentrum steht (s. Abb. 1). Die beiden anderen Ringe, welche diesen Mittelpunkt umgeben, sind in verschiedene Segmente unterteilt, wobei der äußere Kreis die Distrikte der Provinz angibt, der mittlere Ring die Himmelsrichtungen. Flüsse, Berge oder Städte sind nicht verzeichnet. Die Karten sind unterschiedlich ausgerichtet, meist nach Osten, aber auch nach Norden, was auf europäischen Einfluss zurückgeführt werden

⁴ Pankhurst (1989), 73–88.

Staatliche Handelspolitik und ‘Wirtschaftsgrenzen’ – Rom und Persien in der Spätantike

Engelbert Winter, Münster

Nach dem Ende der Arsakidenherrschaft und der Gründung des neupersischen Reiches der Sāsāniden 224 n. Chr. entstand dem Imperium Romanum an seinen östlichen Grenzen ein wirtschaftlich leistungsfähiger, politisch bedeutsamer und militärisch gefährlicher Gegner. Die Bedeutung dieses Dynastiewechsels in Iran für die Geschichte des Ostens der Alten Welt ist in der Forschung häufig und zu Recht betont worden.¹ Das Expansionsstreben der Sāsāniden war bestimmt von dem Gedanken der Wiederbelebung der achaimenidischen Weltreichsidee und führte bis ins 7. Jh. hinein zu zahlreichen militärischen Konflikten.² Eine Reduzierung der römisch-sāsānidischen Beziehungen auf die kriegerischen Auseinandersetzungen ist indes in keiner Weise gerechtfertigt. Es gab in der Spätantike zahlreiche Berührungspunkte und gemeinsame Interessen, auch in den Bereichen Handel und Wirtschaft.³ Gerade der lukrative Handel mit den aus dem Fernen Osten

¹ Generell zum Sāsānidenreich Christensen (1944²); Widengren (1976), 219–306; Frye (1983), 116–180; Schippmann (1990); Wiesehöfer (1994), 205–295; Wiesehöfer (1999), 102–120; zur geographischen Orientierung seien die folgenden, im Tübinger Atlas des Vorderen Orients (TAVO) erschienenen Karten E. Kettenhofens genannt: „Das Sāsānidenreich“ (= TAVO B VI 3); „Römer und Sāsāniden in der Zeit der Reichskrise“ (224–284 n. Chr.) (= TAVO B V 11); „Östlicher Mittelmeerraum und Mesopotamien“ (284–337 n. Chr.) (= TAVO B VI 1); „Östlicher Mittelmeerraum und Mesopotamien – Spätromische Zeit“ (337–527 n. Chr.) (= TAVO B VI 4) und J. Wagner, „Die Ostgrenze des Römischen Reiches“ (1.-5. Jh. n. Chr.) (= TAVO B V 13).

² Zu der in der Forschung kontrovers diskutierten Frage, inwieweit die Achaimenidennachfolge das außenpolitische Handeln der Sāsāniden bestimmte, Kettenhofen (1984), 177–190; Wiesehöfer (1986), 177–185; Winter – Dignas (2001), 78–85; Huyse (2002), 297–311 und Shahbazi (2002), 61–73.

³ Vgl. Winter – Dignas (2001); zu einer Zusammenfassung der politischen Beziehungen der beiden Großmächte in der Spätantike Garsoïan (1983), 568–592.

oder aus Indien kommenden Luxusgütern führte dazu, dass beide Großmächte trotz zunehmender Spannungen großes Interesse an einem geregeltem Warenverkehr zeigten.⁴

Bereits seit dem Ende des 3. Jh.s lassen sich staatliche Maßnahmen beobachten, die auf den ersten Blick Einschränkungen im Handelsverkehr zwischen West und Ost zur Folge hatten. In zahlreichen spätantiken Vertrags- und Gesetzestexten sind seitens der im Vorderen Orient agierenden Großmächte Versuche erkennbar, die Handelsströme zu kontrollieren.⁵ Die Ursachen und Motivationen für derartige Regelungen sollen im Folgenden analysiert werden. Dabei ist auch der Frage nachzugehen, ob von staatlicher Seite 'Wirtschaftsgrenzen' aufgebaut werden sollten, um Handelsströme gezielt zu lenken, oder ob nicht der Handel selbst bzw. die dem Handelsverkehr im syrisch-mesopotamisch-armenischen Raum zugrundeliegenden geographischen Bedingungen maßgeblich das Verhalten von staatlicher Seite bestimmten. Ebenso soll nach der Effektivität staatlicher Handelskontrolle und nach deren möglichen Auswirkungen auf den überregionalen wie lokalen Handel in dieser Region gefragt werden.

Ausgangspunkt unserer Überlegungen sollen die von Petros Patrikios überlieferten Bedingungen des Friedensvertrages von 298 sein, dem eine Niederlage der Sāsāniden vorausgegangen war.⁶ Eine der Bestimmungen besagt, dass fortan „die am Tigris liegende Stadt Nisibis der einzige Ort für den Handelsaustausch sein solle (εἶναι δὲ τόπον τῶν συναλλαγμάτων Νίσιβιν τὴν πόλιν παρακειμένην τῷ Τίγριδι). Nach dem Bericht des byzantinischen Geschichtsschreibers protestierte der sāsānidische König Narsē heftig, während er bei der Verkündigung der übrigen Klauseln keinerlei Reaktion gezeigt hatte. Sowohl der letztlich vergebliche Einspruch Narsēs als auch die unnachgiebige Haltung Roms weisen auf die Bedeutung hin, die dieser handelspolitischen Bestimmung von beiden Seiten zugemessen wurde. Folgt man der Überlieferung des Petros Patrikios, so war Nisibis in der Folgezeit für den gesamten Warenaustausch zwischen Ost und West zuständig. Dass mit Nisibis, dem heutigen Nusaybin, einer Stadt quasi eine Mono-

⁴ Generell zum römischen Osthandel und zur Vielfalt der ins Imperium Romanum gelangten Handelsgüter Miller (1969); Pigulevskaja (1969); Raschke (1978), 604–1378; Drexhage (1988); Schuol (2000), 379–452; Young (2001); zu den Fernhandelswegen besonders Ruffing (1999), 360–377.

⁵ Winter (1987), 46–74.

⁶ Petros Patrikios, frg. 14; zum *foedus* von 298 Winter (1988), 152–215.

Bis ans Ende der Erde Der geographische Horizont des antiken Christentums

Alfons Fürst, Münster

Das Christentum gehört zu den ältesten *global players* der Menschheitsgeschichte. In der Antike war es weitgehend in dem Raum aktiv, in dem hellenistische Kultur und römische Politik dominierten, also im römischen Kaiserreich. Doch ebenfalls schon in der Antike ist es über die von der Herrschaft der Römer umfassten Regionen hinausgelangt, hat es Grenzen überwunden und sich neue Räume erschlossen. Auch programmatisch war die christliche Verkündigung nicht an das *imperium Romanum* gebunden. Vielmehr richtete sich diese an alle Völker in der ganzen Welt. Die universale Reichweite des christlichen Heilsangebots gehörte unabdingbar zum Selbstverständnis des antiken Christentums.

Die Phänomene und Daten, die sich dafür anführen lassen, werden, wie die in der Bibliographie aufgeführten Titel zeigen, üblicherweise beim Thema der Mission und Ausbreitung des Christentums in der Antike erörtert. Viele der im Folgenden genannten Texte und Beobachtungen sind daher an sich nicht neu, sollen aber im Blick auf den geographischen Horizont des antiken Christentums neu in den Blick genommen und ausgewertet werden.

1. Römischer und christlicher Universalismus

Der geographische Raum, in dem sich das Christentum in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz ausbreitete, bestand – großzügig formuliert – aus den Ländern rund um das Mittelmeer. Weil die Kulturwelt in diesem nicht gerade kleinen Raum nahezu identisch mit dem römischen Kaiserreich war, wurde die ‘Oikumene’, der zivilisierte Erdkreis, in der Staatsideologie der Römer mit dem *imperium Romanum* identifiziert. In Vergils *Aeneis* wird den Römern von Jupiter ein in räumlicher wie zeitlicher Hinsicht „Reich ohne

Ende“ verheißen (Aen. I 278f.: *his ego nec metas rerum nec tempora pono: / imperium sine fine dedi*), und der geographische Horizont dieses römischen Nationalepos umfasst die ganze Welt, West und Ost, Nord und Süd.¹ Augustus, der erste römische Kaiser, eröffnete seinen Tatenbericht, den er an mehreren Orten des Reiches auf Inschriften veröffentlichen ließ, mit der kühnen Behauptung, er habe „den Erdkreis“ (*orbis terrarum*) der Herrschaft des römischen Volkes unterworfen (so die Überschrift des lateinischen Textes der am besten erhaltenen Inschrift, die in einem Tempel der Göttin Roma und des Augustus im kleinasiatischen Ankara angebracht war und deshalb *monumentum Ancyratum* genannt wird).² Zu ihrer Zeit klang diese Formulierung so kühn freilich nicht, denn nicht nur in der politischen Propaganda der römischen Herrscher wurde der *orbis terrarum* mit dem *orbis Romanus* identifiziert, sondern auch viele Zeitgenossen, im Osten des Reiches ebenso wie im Westen, teilten diese Weltsicht. Dem alexandrinischen Juden Philo beispielsweise galten die Länder zwischen Euphrat und Rhein als „die wichtigsten Teile der Welt, die man im eigentlichen Sinne die Welt (οἰκουμένη) nennen kann“ (leg. ad Gaium 10).³

Auch die frühen Christen waren Kinder dieser Zeit und konnten sich entsprechend ausdrücken. So betonte Irenäus, dass „die Welt Frieden hat“ durch die Römer (adv. haer. IV 30,3), und Origenes beschrieb die Geschichte der augusteischen Zeit so, dass „die Völker ... dem einen König der Römer unterworfen wurden“ (Cels. II 30). Im vorkonstantinischen Christentum war solche Rede allerdings Ausnahme, zu erklären jeweils aus einer bestimmten argumentativen Frontstellung: Irenäus und Origenes wollten die Leistung der Römer bei der Befriedung ‘der Welt’ hervorheben und haben dabei wohl nicht im strengen geographischen Sinn an die ganze Welt gedacht. Der geographische Horizont der Christen war nämlich von Anfang an größer. Nachdem sie sich vom Judentum gelöst hatten, erweiterten sie ihren ersten universalen Anspruch, zu ganz Israel gesandt zu sein, zu einem weltweiten Universalismus: Ihr Ziel waren „alle Völker“ (Mt. 28,19: πάντα τὰ ἔθνη), ihr Horizont reichte „bis ans Ende der Erde“ (Apg. 1,8: ἕως ἑσχάτου τῆς γῆς), wie es am Ende des *Matthäusevangeliums* und zu Beginn der lukanischen *Apostelgeschichte* jeweils programmatisch heißt (vgl. Mk. 16,15: εἰς τὸν

¹ Siehe dazu den Beitrag von Hubert Cancik in diesem Band.

² Vgl. Marksches (1997), 13.

³ Vgl. Zahn (1877), 7 mit Anm. 1; Brox (1982 bzw. 2000), 355.

Quellen und Forschungen zur Antiken Welt

herausgegeben von

Prof. Dr. Peter Funke, Universität Münster
Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke, Universität Freiburg
Prof. Dr. Gustav Adolf Lehmann, Universität Göttingen
Prof. Dr. Carola Reinsberg, Universität des Saarlandes

- Band 52: Rainer Albertz, Anke Blöbaum, Peter Funke (Hrsg.): **Räume und Grenzen** · Topologische Konzepte in den antiken Kulturen des östlichen Mittelmeerraums 2007 · 300 Seiten · ISBN 978-3-8316-0699-3
- Band 51: Barbara Hochschulz: **Kallistratos von Aphidnai** · Untersuchungen zu seiner politischen Biographie 2007 · 260 Seiten · ISBN 978-3-8316-0678-8
- Band 50: Inga Meyer: **Von der Vision zur Reform** · Der Staat der Gesetze: Ciceros Programm einer Neuordnung der Römischen Republik: 56–51 v. Chr. 2006 · 208 Seiten · ISBN 978-3-8316-0602-3
- Band 49: Alexander Arenz: **Herakleides Kritikos »Über die Städte in Hellas«** · Eine Periegesis Griechenlands am Vorabend des Chremonideischen Krieges 2006 · 280 Seiten · ISBN 978-3-8316-0596-5
- Band 48: Nikola Moustakis: **Heiligtümer als politische Zentren** · Untersuchungen zu den multidimensionalen Wirkungsgebieten von polisübergreifenden Heiligtümern im antiken Epirus 2006 · 260 Seiten · ISBN 978-3-8316-0560-6
- Band 47: Dorit Engster: **Konkurrenz oder Nebeneinander?** · Mysterienkulte in der hohen römischen Kaiserzeit · 2., überarbeitete Auflage 2006 · 640 Seiten · ISBN 978-3-8316-0552-1
- Band 46: Susanne Pilhofer: **Romanisierung in Kilikien?** · Das Zeugnis der Inschriften 2006 · 312 Seiten · ISBN 978-3-8316-0538-5
- Band 45: Traudel Heinze: **Konstantin der Große und das konstantinische Zeitalter in den Urteilen und Wegen der deutsch-italienischen Forschungsdiskussion** 2005 · 378 Seiten · ISBN 978-3-8316-0458-6
- Band 44: Cornelis Bol: **Frühgriechische Bilder und die Entstehung der Klassik** · Perspektive, Kognition und Wirklichkeit 2005 · 536 Seiten · ISBN 978-3-8316-0457-9
- Band 43: Isabel Toral-Niehoff: **Kitab Giranis. Die arabische Übersetzung der ersten Kyranis des Hermes Trismegistos und die griechischen Parallelen herausgegeben, übersetzt und kommentiert** 2004 · 193 Seiten · ISBN 978-3-8316-0413-5
- Band 42: Dorothea Steiner: **Jenseitsreise und Unterwelt bei den Etruskern** · Untersuchung zur Ikonographie und Bedeutung · mit CD-ROM 2004 · 480 Seiten · ISBN 978-3-8316-0404-3
- Band 41: Frank Daubner: **Bellum Asiaticum** · Der Krieg der Römer gegen Aristonikos von Pergamon und die Einrichtung der Provinz Asia · 2., überarbeitete Auflage 2006 · 330 Seiten · ISBN 978-3-8316-0625-2

- Band 40: Mustafa Adak: **Metöken als Wohltäter Athens** · Untersuchungen zum sozialen Austausch zwischen ortsansässigen Fremden und der Bürgergemeinde in klassischer und hellenistischer Zeit (ca. 500-150 v. Chr.)
2003 · 270 Seiten · ISBN 978-3-8316-7591-3
- Band 39: Jens Nitschke: **Dignitas und auctoritas** · Der römische Senat und Augustus. Prosopographische Überlegungen zur Karriere der Konsuln und Statthalter 30 v. Chr. bis 14 n. Chr. · 2., durchgesehene Auflage
2006 · 168 Seiten · ISBN 978-3-8316-0657-3
- Band 38: Eberhard Ruschenbusch: **Ein altgriechisches Gesetzbuch** · Aus dem Kontext von Platons Gesetzen herausgehoben und in das Deutsche übersetzt
2001 · 62 Seiten · ISBN 978-3-8316-7585-2
- Band 35: Michael Lesky: **Untersuchungen zur Ikonographie und Bedeutung antiker Waffentänze in Griechenland und Etrurien**
2000 · 260 Seiten · ISBN 978-3-8316-7578-4
- Band 34: Klaus Freitag: **Der Golf von Korinth** · Historisch-topographische Untersuchungen von der Archaik bis in das erste Jh. v. Chr. · 2., unveränderte Auflage
2005 · 520 Seiten · ISBN 978-3-8316-0535-4
- Band 33: Martina Edelmann: **Menschen auf griechischen Weihreliefs**
1999 · 270 Seiten · ISBN 978-3-8316-7573-9
- Band 32: Michaela Hoffmann: **Griechische Bäder**
1999 · 402 Seiten · ISBN 978-3-8316-7572-2
- Band 31: Michael Munzinger: **Vincula deterrimae condicionis** · Die rechtliche Stellung der spätantiken Kolonen im Spannungsfeld zwischen Sklaverei und Freiheit
1998 · 165 Seiten · ISBN 978-3-8316-7564-7
- Band 29: Martin Krön: **Das Mönchtum und die kulturelle Tradition des lateinischen Westens** · Formen der Askese, Autorität und Organisation im frühen westlichen Zölibitum
1997 · 259 Seiten · ISBN 978-3-8316-7558-6
- Band 28: Marion Roehmer: **Der Bogen als Staatsmonument** · Zur politischen Bedeutung der römischen Ehrenbögen des 1. Jhs. n.Chr.
1997 · 314 Seiten · ISBN 978-3-8316-7557-9
- Band 27: Thomas Schäfer: **Andres Agathoi** · Studien zum Realitätsgehalt der Bewaffnung attischer Krieger auf Denkmälern klassischer Zeit
1997 · 210 Seiten · ISBN 978-3-8316-7554-8
- Band 26: Matthäus Heil: **Die orientalische Außenpolitik des Kaisers Nero**
1997 · 282 Seiten · ISBN 978-3-8316-7551-7
- Band 25: Alexander von Normann: **Architekturtopik in der Antike**
1996 · 368 Seiten · ISBN 978-3-8316-7550-0

Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Verlag:

Herbert Utz Verlag GmbH, München

089-277791-00 · info@utz.de

Gesamtverzeichnis mit mehr als 3000 lieferbaren Titeln: www.utz.de